

the james otis lincoln  
library  
church divinity school  
of the pacific

gift of

The Rev. F. C. Grant Library

BL  
820  
A7K8

47677

AUTHOR

st, K.

und Dionysos

BORROWER'S NAME

AUG 18 1977

JAN 7 1978

15th 266th

Library of the  
Church Divinity School  
of the Pacific







# Apollon und Dionysos

Nordisches und Unnordisches  
innerhalb der Religion der Griechen

Eine rassenkundliche Untersuchung

von

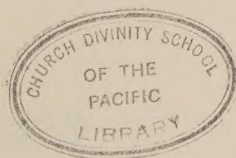
Dr. Karl Kynast

Mit 4 Bildtafeln



---

J. F. Lehmanns Verlag München 1927



BL

820

A7K8

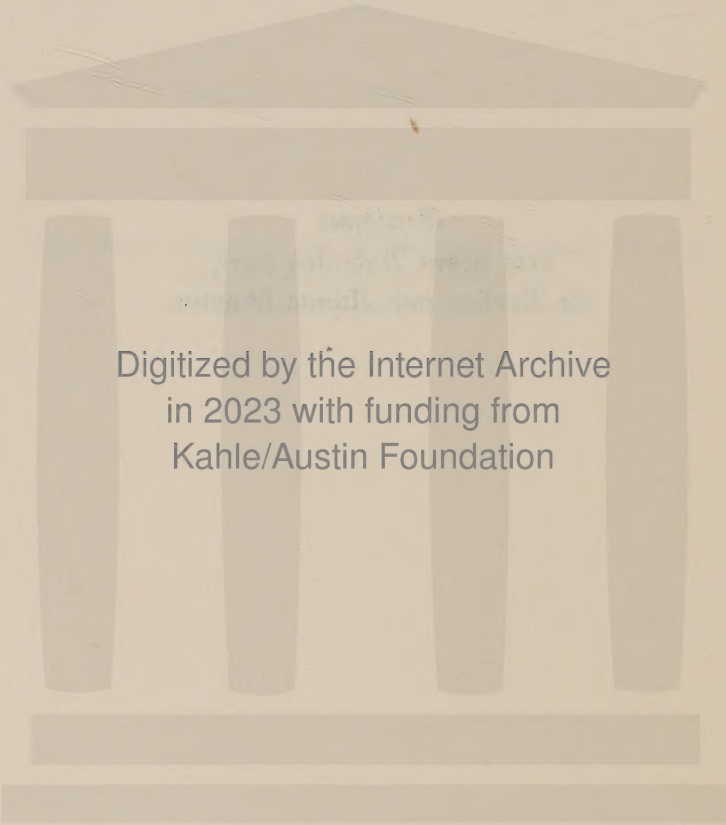
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,  
behalten sich Urheber und Verleger vor.

Copyright 1927 / J. F. Lehmanns Verlag, München.

Druck von Rastner & Callwen, München.

Gewidmet  
dem hohen Andenken derer,  
die Apollon und Athena schauten.





Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation



Phot. Anderson

Apollon mit der Leier als Führer des Mäusenchores

Rom, Vatikan



Athena

Rom, Vatikan



## Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist entstanden aus der Anwendung der Rassenkunde auf die Tatsachen der griechischen Religion, deren Erforschung eine allerwichtigste Stelle im Bereich der Kulturgeschichte einnimmt. Nachdem die sog. ethnologische (oder anthropologische) Richtung der Religionswissenschaft zwei Hauptströmungen innerhalb der griechischen Religion aufgewiesen hat, wird hier der Nachweis dafür unternommen, daß diese Zweierheit nicht auf Entwicklungsstufen, sondern auf einem Rassenunterschied beruht.

Hierzu gesellte sich alsdann die Absicht, den „Nordischen Gedanken“ mit der Idee des Humanismus zu verbinden. Die Renaissance mit dem Humanismus ist aus demselben Geist und Blut geboren wie ihr erhabener Vorfahre, die griechische Kultur. Beide sind (von einem leichten westrassischen Einfluß abgesehen) nordrassischer, mit andern Worten: apollinischer Wesensart. In dieser rassenkundlich-kulturgeschichtlichen Bedeutung nehme ich hier den Nordischen Gedanken. Nun aber setzte und setzt sich jenen zwei Hochgebirgen menschlicher Gesittung, sie abbauend, ausnagend, unterhöhrend, einst wie jetzt die dionysische Weltansicht entgegen, die, aus unnordischem Blut und Geist erwachsen, die Kultur des Altertums zerstört hat und heute wieder unsere neuzeitliche Kultur mit dem nämlichen Schicksal bedroht. Wir werden zu erkennen haben, daß der Gegensatz zwischen dem Apollinischen und Dionysischen zusammenfällt mit dem menschlichen Grundgegensatz zwischen Gesittung und Barbarei, zwischen Kultur und Afterkultur.

Aus Gründen des Humanismus erklärt sich meine Kampfstellung gegen Nietzsche. Denn indem dieser glänzende, besser gesagt: blendende Stilist vor dem Götzen Dionysos in die Kniee sank, huldigte er einem Barbarengott, erwies er sich als inhumanen Humanisten. Nietzsches letzte „Instinkte“ gehörten Asien; er ist in mannigfacher Hinsicht der hervorragendste Vertreter jenes „Europäertums“, das darauf abzielt, Europa zu zerstören.

Meine Stellung zum Christentum, die sich aus der Erkenntnis seiner nicht-nordischen Beschaffenheit folgerecht ergibt, bitte ich nicht zu verwechseln mit dem fanatischen Antichristentum Nießsches. Dieses nämlich ist dionysischer Herkunft, die hier vorgefragene Auffassung dagegen steht an der Seite der nichtchristlich-apollinischen Frömmigkeit Goethes.

Eine angenehme Pflicht ist es mir noch, einer mir nah befreundeten Dame, die über Amerika ihr Deutschland nicht vergessen und deren Hilfe es mir ermöglicht hat, auch während des Zusammenbruchs der deutschen Währung — dieser Wirkung eines ruchlosen Anschlags auf den deutschen Mittelstand, den eigentlichen Träger der deutschen Bildung und Gesittung — meine Studien fortzusetzen, auch an dieser Stelle meinen geziemenden Dank zu sagen. Zu danken habe ich noch Herrn Dietrich Bernhardi in Altenburg für das Mitlesen der Druckbogen.

Nürnberg, März 1927

Der Verfasser

# I.

Der große, das griechische und sogar noch das römische Altertum durchwaltende Gegensatz zwischen Apollon und Dionysos, denkwürdig für alle Zeiten, ist doppelt lehrreich für eine Zeit wie die unsere, der die Rassenfrage zum brennenden Problem geworden ist und der die Forschungen der jüngsten Vergangenheit, als Antwort auf diese Frage, eine Fülle schwerer Früchte in den Schoß geschüttet haben. Wenn irgendwo, so gilt hier Goethes Wort: Was fruchtbar ist, allein ist wahr. Die überreich ergiebige Rassenkunde ist in der Tat der Schlüssel zu bis vor kurzem noch ungelösten Rätseln, sie ist der Schlüssel zur Weltgeschichte.

Nietzsches Auffassung der Griechen, von so vielen Herren- und Übermenschen in Taschenformat nachgebetet, ist gänzlich unhaltbar. In „Götzen-Dämmerung“ bläht er sich auf gegen Winckelmann und Goethe, um den Begriff, den diese sich vom Griechentum gebildet haben, mit jenem Elemente unverträglich zu finden, „aus dem die dionysische Kunst wächst — mit dem Orgasmus“. Im dionysischen Zustand erblickt er „die Grundtatsache des hellenischen Instinkts“. Er zweifelt nicht daran, „daß Goethe etwas Derartiges grundsätzlich aus den Möglichkeiten der griechischen Seele ausgeschloßen hätte. Folglich verstand Goethe die Griechen nicht“.

Hat man schon rein gefühlsmäßig den Eindruck, daß Nietzsche hier wie so oft Unmaßung anstelle richtigen Urteils setzt, so erweist die jüngste Altertumswissenschaft das Gegenteil von Nietzsches Behauptung. Namentlich Schuchhardt's „Alteuropa“ (1919, 2. Aufl. 1926), ein archäologisches Werk, hat ganz Erhebliches zur Klärung dieser Dinge beigetragen<sup>1)</sup>. Es heißt dort: „Für Griechenland

<sup>1)</sup> Gleich hier sei auch auf die wertvolle Darstellung „Griechische und römische Religion“ von Wille und Nilsson hingewiesen (erschieden als Teilheft der „Einleitung in die Altertumswissenschaft“, 1922, bei Teubner).



selbst spricht die Tradition von den Pelasgern als der Urbbevölkerung, und sie betrachtet diese Pelasger nicht als von den Griechen vernichtet oder völlig vertrieben, sondern es hat eine Vermischung stattgefunden. Die Griechen haben vielerlei und nicht unwichtige Dinge von den Pelasgern übernommen, sogar einige Götterkulte, wie den des Dionysos, des Hermes, der Kabiren.“ In diesen Sätzen ist wie in einer Nuß die Lösung des griechischen Kulturproblems enthalten. Im Licht der Rassenkunde stellt sich die erste Grunderkenntnis so dar: Die Griechen waren kein in sich einheitliches, gleichartiges Volk, sondern sie waren zusammengesetzt aus der nordrassischen Oberschicht der (eine indogermanische Sprache als urangestammte sprechenden) Hellenen und der vorwiegend zur mittelländischen Rasse gehörigen Unterschicht der weder gänzlich vertriebenen noch gänzlich ausgerotteten, doch ihrer arbeitsigen Sprache verlustig gegangenen Pelasger.

Nach Strabo wie bereits nach Herodot sind die Pelasger als Urvolk überall in Griechenland gesessen. Aber sie hatten nicht nur den ganzen Umkreis der Ägäis inne, sie erstreckten sich auch (wenigstens in blutlich und sprachlich nah verwandten Völkern) nach Osten und namentlich auch gegen Westen. So wurden beispielsweise die Etrusker stets den Pelasgern zugerechnet<sup>1)</sup>. Bei Schuchhardt lesen wir darüber: „Im Mittelmeer besteht eine Urverwandtschaft von Spanien über Italien, Griechenland bis nach Südrußland und dem Kaukasus hin. Die Archäologie kann sie reichlich belegen und gibt damit den Griechen recht, wenn sie aus weitverbreiteter Volksüberlieferung ein einheitliches Urvolk, das sie Pelasger nannten, bis weit nach dem Westen hin annahmen. Aber auch sprachlich zeigen sich immer mehr Zusammenhänge.“

Vom sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt aus gibt Kretschmer eine sehr gute Übersicht über die Urverhältnisse in Griechenland<sup>2)</sup>. „Daß vor den Hellenen eine andere, den Stämmen Kleinasien verwandte

<sup>1)</sup> Es ist wahrscheinlich, daß der Name Pelasger zuerst ein mittelländisches Einzelvolk bezeichnete und erst später verallgemeinert wurde.

<sup>2)</sup> Im Teilheft „Sprache“ von Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft“, 1923. Siehe auch Beloch, Griechische Geschichte, 2. Aufl. 1912.

Bevölkerung auf dem griechischen Festland und den Inseln des Agäischen Meeres gegessen hat, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus der älteren Schicht der Ortsnamen erschließen, die mit den kleinasiatischen eine auffallende Ähnlichkeit zeigen.“ So entsprechen den kleinasiatischen Bildungen auf nd die griechischen auf nth. Ein solcher Ortsname ist z. B. Korinth. Aber auch andere Namen, wie Labyrinth oder Hyakinth, zählen hieher. Dazu kommt, daß das Lydische Berührungen mit dem Etruskischen zeigt, wodurch die alte Herodotische Behauptung von der Abkunft der Etrusker (vormals Tyrrenen) aus Lydien neue Bekräftigung erfahren hat. Kretschmer folgert: „Wir haben also eine mit den Etruskern verwandte tyrrenische oder pelasgische Urbevölkerung in Griechenland anzunehmen und es fragt sich nur, ob sie im wesentlichen einheitlich war oder ob sprachliche und völkische Unterschiede bestanden.“

Diese Pelasger nun gehörten ihrem Grundstamm nach unzweifelhaft zur mittelländischen Rasse, die Günther die „westische“ nennt<sup>1)</sup>. In ihren östlichen Teilen mögen sie da und dort erhebliche Einschläge der vorderasiatischen und auch dinarischen Rasse aufgewiesen haben, in ihren westlichen Teilen Einsprengsel der „östischen“ (alpinen) Rasse. Die pelasgischen Stämme waren somit durchweg von nicht-nordischer Rasse und sprachen also von Haus aus nicht-indogermanische Sprachen. Sie wurden „indogermanisiert“ durch die eindringenden nordrassischen Eroberer: ihre arceigenen Sprachen gingen verloren, sie selbst indessen, obschon unterworfen, blieben bestehen, ja sie erstarkten wieder, als die nordischen Herrenschichten — durch Rassenmischung, durch männerwegraffende Kriege, durch Kinderarmut — dünn und brüchig wurden.

Schon in der Bronzezeit, vor den geschichtlichen Hellenen, sind die Achäer (die Achaiwaja der hettitischen Keilschriften, die man die

1) Günther, Rassenkunde Europas, 2. Aufl. 1926. Ich stütze mich hier im wesentlichen auf die bahnbrechenden Darlegungen des deutschen Forschers, die übrigens mit der kurzen Rassenlehre Eugen Fiskers (im Band „Anthropologie“ des Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart“) in der Aufstellung der vier wichtigsten europäischen Rassen übereinstimmen. Seit der 6. Auflage seiner hervorragenden „Rassenkunde des deutschen Volkes“ (jetzt 11. Aufl.) hat Günther, mit guten Gründen augenscheinlich, noch eine fünfte europäische Hauptrasse, die „ostbaltische“, angenommen. — Zum obigen vgl. auch Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Band IV, 2 (1926) unter „Griechen“, § 26.

Urhellenen nennen könnte) nach Griechenland gelangt und haben dort die Oberschicht der blühenden mykenischen Kultur gebildet<sup>1)</sup>. Die griechische Sprache war damals wohl noch auf diese Herrenschicht beschränkt gewesen; erst durch die zweite, stärkere hellenische Bewegung, die Dorische Wanderung, die mit dem Anfang der Eisenzeit zusammenfällt, wurde das Griechische in der Ägäis allein herrschend und allgemein. Die mit den Pelasgern bereits stark vermischten Achäer wurden jetzt von den Doriern zu Perioiken oder sogar (wie alle übrigen Pelasger des Peloponnes) zu Heloten gemacht. In Mittelgriechenland ward gleicherweise das achaisch-pelasgische Orchomenos, der Vorort der Minyer, von den Böotiern unterworfen (während die Attionier wahrscheinlich schon mit den Achäern nach Euböa und Attika gekommen waren). Die Kämpfe um die sechste Burg von Troja, auf die sich hauptsächlich die Ilias bezieht, gehören ebenfalls in die stürmisch bewegte Zeit der Dorischen Wanderung, die vielfach auch eine Auswanderung von Achäern und Pelasgern zur Folge hatte.

In diesen Jahren gewaltsamer Veränderungen verfiel jene mykenische Kultur oder wurde sogar teilweise zerstört. Es entstand jetzt langsam die „Dipylonkultur“, deren herber, manchmal fast steifer „geometrischer“ Stil (mit Mäandern, Hakenkreuzen usw.) so auffallend gegen die frei bewegten Zierformen der mykenischen Zeit absticht und damit alle Merkmale eines neu anhebenden Weltalters an sich trägt. Dem Wesen dieses auf einfach-klare Regelmäßigkeit bedachten, gemessen-strengen „archaischen“ Empfindens ist wohl auch der Hexameter entsprungen, der dem Fluge der Dichtkunst so gewaltige Flügel gab. „In dieser dorischen Dipylonzeit sind die homerischen Epen zu ihrer endgültigen Gestalt gelangt“ (Schuchhardt). Man muß jedoch vermuten, daß eine Anzahl der frühesten Gesänge dieser Epen auf Vorlagen zurückgeht, die bereits von den Dichtern und Sängern an den achaischen Fürstenhöfen geschaffen worden waren. Zu dieser Annahme nötigt der Umstand, daß Homer viel Mykenisches enthält.

Was von Schuchhardt betont wird, findet sich übrigens schon in

---

<sup>1)</sup> In Springers Handbuch der Kunstgeschichte (Band I, 1923) schreibt Schuchhardt: „Die mykenische Kultur hat noch einen starken mittelländischen Untergrund. Aber ihr Herrenvolk ist indogermanisch, wie der Palast ausweist.“ — Nach Lehmann-Haupt und Beloch (Griechische Geschichte, Teilheft der Einl. in d. AB, 1923) wären Achäer sogar nach Attikreta vorgedrungen.



The Encyclopædia Britannica (1910) ausgesprochen, wo es unter „Achaeans“ heißt, daß die Pelasger „auch weiterhin bis herab zu den klassischen Zeiten das Hauptelement der Bevölkerung bildeten, selbst in den Staaten unter achäischer und später unter dorischer Herrschaft“.

Wenn wir nunmehr, zu unserm Thema kommend, die untergeordnete Frage beiseite lassen, ob der Kult des Dionysos den griechischen Pelasgern von Haus aus eigen war, oder ob er ihnen — was wahrscheinlicher ist — erst von den stammverwandten Thrakern überbracht wurde<sup>1)</sup>, so steht in jedem Falle dieses fest: Den nordrassischen Hellenen, d. h. denjenigen Griechen, die unsterblich sind durch ihre Kunst und Philosophie und die das indogermanische Griechische in der Ägäis zur Alleinherrschaft gebracht, war der thrakisch-pelasgische Dionysos ein ursprünglich unbekannter „fremder Gott“ der Ureinwohner, dessen Kult allerdings später, infolge der Rassenmischung, mehr und mehr aufgenommen wurde. Nicht Goethe hat demnach die Griechen mißverstanden, sondern Nietzsche, und zwar gründlich. Der dionysische Orgiasmos ist eben nicht hellenisch, er ist vielmehr die Grundtatsache des unhellenischen, barbarischen Instinkts. Soviel ist freilich richtig, daß auch noch Goethes Zeit, ja noch das ganze 19. Jahrhundert, von einem klarblickenden Verständnis des Griechentums sehr weit entfernt war, einem Verständnis, zu welchem sich erst unsrer Zeit, dank der Urkunstgeschichte und der Rassenkunde, die Pforten öffnen.

Nicht jener wilde Orgiasmus, welcher aufs Haar der „religiösen“ Raserei der kleinasiatischen Korybanten gleicht, ist das unter- und entscheidende Kennzeichen der nordischen Hellenen, sondern die apol-

---

<sup>1)</sup> Am wahrscheinlichsten wäre wohl der dritte Fall, daß der Dionysosdienst der Urzeit von der Balkanhalbinsel über Kleinasien bis nach Babylonien gereicht hätte, in Griechenland durch die Achäer und Hellenen eine Zeit lang fast erstickt gewesen, vom 6. Jahrhundert an aber von Kleinasien und Thrakien her neu entflammt worden wäre. (Über den Urzusammenhang des östlichen Mittelmeers mit Vorderasien vgl. S. 56. Anm. 2.) — Die Thraker (ähnlich wie die Phryger) hatten wohl nur eine ziemlich dünne, bald zerbrockelte nordrassische Oberschicht gehabt. Der Dionysoskult dürfte sehr starke Einflüsse der vorderasiatischen Rasse erfahren haben.

linische, wahrhaft göttliche, über die wilden Triebe erhabene Besonnenheit und ruhige Verehrungskraft. Nicht die rasende Mänade, die liebestolle, dionysisch entfesselte Bacchantin, die zur Nachtzeit, unter Fackelschein und gellendem Flötenspiel, Schlangen in den Händen schwingend, das mit den Zähnen zerrissene Fleisch der Opfertiere roh verschlingend<sup>1)</sup>, in lärmenden, tobenden, wildtanzenden Haufen durch die Bergtäler zieht, um das Schweigen der Wälder mit ihrer schamlos röhrenden Begierde zu erfüllen, — nicht sie ist das Symbol echt griechischen Geistes, sondern das Sinnbild dieses Geistes sind jene in lichten Stein gehauenen, in „edler Einfalt und stiller Größe“ prangenden Gott- und Göttinnengestalten, die apollonbegeisterte Künstler einer mit Ehrfurcht und Schönheitsinn begabten Nachwelt überliefert haben.

Dem Dionys folgen und dienen die Mänaden, dem Apoll die Musen. Welcher Unterschied könnte tiefer gefurcht sein? Die dionysische Leidenschaft, der Taumel jenes Außer-sich-Seins, dem auch der bacchische Wein<sup>2)</sup> nur als Mittel der Sinnverwirrung dient, stammt aus den Eingeweiden und ist, auf seinen geheimsten Mittelpunkt hin angesehen, in nichts verschieden von Brunst, vom Sinnenrausch der Wollust. Die apollinische Leidenschaft hingegen, jene lautere, sinnlicher Wallung und Verzüchtung freie Wonne, stammt aus dem Herzen und dem Kopf — der „Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist“ — und ist die Inbrunst, die das Entzücken und die Begeisterung verleihn.

Zwei Welten stehen sich hier gegenüber. Es ist verlockend und überaus verlohnend, ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit näher nachzugehen. Betrachten wir zuerst den Gott des Ergiasmos!<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dieser Brauch soll auf Kannibalismus zurückgehen. Zugrunde liegt vor allem die roh-religiöse Absicht, durch Essen eines von der Gottheit bewohnt geglaubten Tieres oder Menschen das göttliche Wesen in sich aufzunehmen. Dadurch wurde der „Fromme“ „des Gottes voll“, gottähnlich.

<sup>2)</sup> Dionys-Bacchus ist so wenig nur ein Gott des Weins wie Apoll nur ein Sonnengott. Dem Homer war Dionys als Weingott noch unbekannt; vielmehr galt dort ein Apollonpriester als Bringer des Weinstocks.

<sup>3)</sup> Siehe hiezu besonders Rohdes „Psyche“, ferner Gruppen Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, Paulys Real-Encyclopädie der klass. Altertumswissenschaft und Roschers Ausführl. Lex. der griech. und röm. Mythologie.

Dionys ist auch Bakchos (lat. Bacchus) oder Iakchos zubenannt, d. h. der Jauchzer. Andere Beinamen sind Bromios (von bremein, brummen<sup>1)</sup>, lärmern) und Euaios vom Euen-Ruf. Sein Hauptname in Thrakien, Sabazios, hat gleichfalls wohl den „Lautrufenden“ bedeutet. Alles dies weist auf das lärmende, tobende Wesen seines Kultes hin. Zu den olympischen Göttern gehört er nicht; er ist ein „fremder Gott“. „Der Kult des thrakischen Dionysos hatte mit den altgriechischen keine Ähnlichkeit, sondern war vielmehr den orgiastischen Kulte Kleinasiens verwandt, vor allem dem der phrygischen großen Mutter (Kybele)... Zahlreiche Sagen lehren uns noch den Widerstand kennen, den die griechische Bevölkerung dem fremden Gott entgegensetzte. Denn das Wesen des thrakischen Gottes ist dem griechischen Volkscharakter zunächst entgegengesetzt und den homerischen Vorstellungen völlig fremd“ (Paulys R. E.).

Im Gegensatz zu Apoll, dem Himmelsgott, ist Dionys ein Erdgott, ein „*chthonischer*“<sup>2)</sup> Naturdämon. Daher sind ihm, gleichwie der Erdmutter Kybele, Höhlen heilig, daher auch hat er ein nahes Verhältnis zur Unterwelt, zur Finsternis und Nacht. Vor allem aber ist er, als Gott des irdischen, vegetativ=animalischen Lebens in seinen auffälligsten und heftigsten Erscheinungen, der Gott der quellenden und schwellenden Natur-Triebkraft, besonders des aufsteigenden Saftes in pflanzlichen und tierischen Körpern. Deswegen ist ihm die Zeit des Vorfrühlings geweiht, wenn der Saft wieder in die Bäume steigt, deswegen ist ihm neben dem immergrünen (d. h. stets in Saft stehenden) Efeu die Rebe eigen<sup>3)</sup>, die die saftstrotzende Traube schwellen läßt, daher ist ein ihm heiligstes Symbol der zeu-

<sup>1)</sup> Vgl. damit das deutsche ‚Brunst‘, das von ‚brummen‘ (röhren) kommt.

<sup>2)</sup> Vom griech. *chthōn* Erde (Melanchthon = Schwarzerd).

<sup>3)</sup> Der Thyrsos des Dionys war von Efeu und Wein umrankt. Der Umstand, daß diese Symbole sich in der Tristansage wiederfinden, beweist auffällig, daß sich die mittelländische („westische“) Rasse und ihre Ideen von Irland über Spanien und Italien bis nach Kleinasien erstreckten. Dasselbe zeigt das alteuropäische Kunstgewerbe. Nach Schuchhardt sind die Stilformen in England und Spanien die gleichen wie in Troja gewesen. Im Mauerbau besteht Ähnliches. „Der Charakter der alten Befestigungsmauer von Athen hat den Namen „pelasgisches Mauerwerk“ allen Bauten von großen, unbehauenen Blöcken gegeben, die ohne Mörtel roh zusammengefügt sind, von Kleinasien bis Spanien.“ (Encyclopaedia Britannica, unter ‚Pelasgians‘).



gende Phallos. Einer von seinen Beinamen ist „Phallen“. So wird er auch zum Gott der Fruchtbarkeit und aller nährenden Säfte und Kräfte — Ammen umgeben ihn! Sein eigentliches Element ist die Schwüle, die warme Feuchtigkeit, die wucherndes Wachstum, ja geile Lüstigkeit hervorbringt.

Seinem ausschweifenden Dienst widmen sich vorzugsweise Weiber, was aus dem eben Gesagten unschwer erklärlich ist. „Es wird erzählt, wie dionysische Raserei, die Ekstase der dionysischen Tanzfeste, das gesamte Weibervolk mancher Landschaften in Mittelgriechenland und dem Peloponnes ergriffen habe“ (Kohde). In Bachofens Werk „Das Mutterrecht“ (1861) lesen wir: „Dionysos ist im vollsten Sinn des Wortes der Frauen Gott, die Quelle aller ihrer sinnlichen und übersinnlichen Hoffnungen...“ Ganz ähnlich heißt es in der Grande Encyclopédie Française: „Mehr als jeder andere verwirrt der Gott der Orgie den Sinn der Frauen...“ Aber nicht nur die rasenden Mänaden gehören zum tobenden und taumelnden Gefolge des fremden Gottes, sondern auch plattnasige, spitzohrige, bockfüßige und bockgehörnte Satyrn und Silene, lüsterne Kreaturen, die den Nymphen nachstellen<sup>1</sup>). Auch das zeigt an, daß im Kern dieses Kultes die laute, lärmende Feste feiernde Verherrlichung des geschlechtlichen Raufes (des Orgasmus) stand. Mit Recht hat man hervorgehoben (in Roschers Lexikon), „wie sehr die Freigebung der sinnlichen Lust als Gebot des Dionysos sich einschmeickelte und als wesentliches Stück seines Dienstes erschien“.

In der Eigenschaft eines Drakelgottes erweist sich Dionys gleichfalls als Wesen von chthonischer Beschaffenheit. Die weissagende Verückung wird nämlich durch Dämpfe erzeugt, die einer Erdspalte entsteigen. Die so betäubte, in mantische Ekstase versetzte Pythia wird zum Werkzeug und Mundstück des Erddämons, dessen Verehrung der delphische Apollondienst unter Aufsicht und Schutz genommen hatte. (Unter den von Apoll verdrängten alten Erdgöttern in Delphi wird bisweilen auch Dionys genannt.)

Über den Zweck des Orgiasmos ist viel gemutmaßt worden. Auf die richtige Fährte bringt uns am besten der Vergleich mit einfachen

---

<sup>1</sup>) Selbst Perikles blieb nicht verschont von einem Vergleich mit jenen Verkörperungen der Lüsternheit. Wegen seines Verhältnisses zur Hetäre Aspasia ward er als König der Satyrn bezeichnet.

Erscheinungen bei ganz wilden Völkern. Jevons hat ausgeführt<sup>1)</sup>, daß bei den Australnegern das Singen ein Hauptmittel des Zauberns ist. Ein zauberkräftiger Mensch — d. h. ein Mensch, an dessen Zaubermacht er selbst und andere glauben — will einen Feind unschädlich machen: er singt alsdann mit tiefer Stimme Worte des Unheils für den zu Verderbenden. Dem Summen auf dem Gebiet des Hörbaren entspricht auf dem des Sichtbaren das Deuten mit einem Stab. Wer Zauberkraft besitzt, weist mit ihm nach der Richtung des gehaßten Gegners. Wo Geisterglaube und Gespensterfurcht bestehen — und das gilt von fast allen rohen Völkern — dient nun das Singen von solchen Worten und Formeln besonders dazu, böse Dämonen wenn nicht zu töten, so doch abzuwehren, dagegen helfende, erwünschte Geister herbeizurufen, zu beschwören. Dasselbe wirkt der Stab.

Ich möchte annehmen, daß alles dies im Dionyskult stattfand, und zwar mit der Verstärkung, daß sich das Singen zum Heulen und Toben auswuchs und daß, der Zahl nach, ganze Schwärme von Zaubernenden auftraten, in einer Art von religiöser Massen-Selbstsuggestion. Die Schar der Mänaden suchte durch ihr rasendes Rufen und Schreien böse, fruchtbarkeitsfeindliche Geister zu verschrecken, dagegen ihren Herrn und Heiland heranzuziehen, zu „berufen“: so kam der Gott und nahm Besitz von ihr. Im eigentlichen Sinn des Wortes sind die Mänaden Beseffene. Der Thyrsosstab ferner, den sie schwingen und der schließlich dem Gott selbst, als oberstem der Zauberer, in die Hand gegeben wurde<sup>2)</sup>, ist nichts anderes als jener Zauberstab.

Die dionysischen Orgien sollten somit nach außen hin eine doppelte Wirkung haben: Abstoßung böser Geister, Anziehung des ersehnten Dämons. Auf diese Wirksamkeit bezieht sich offenbar der Name *orgia*; er hängt zusammen mit dem griechischen Wort *ergon* = Wirkung, Werk, Tat. Dem entspricht, daß in den romanischen Sprachen eine Reihe von Wörtern für Zauberei von *facere* (tun, wirken) sich ableitet. Es sei noch angefügt, daß man auf etwas entwickelterer Stufe (der religiösen Gebräuche, nicht der Vorstellungen)

1) In der Vorlesung „Die gräco-italische Magie“, übersetzt von Hoops in der Sammlung *Die Anthropologie und die Klassiker*, 1910.

2) So wurde der Gott selber ja auch als Zaucher, Brummer, Brüller, als *Bakchos*, *Bromios* gedacht. Man übertrug die Eigenschaften seiner Diener auf ihn selbst.

Bilder von guten Geistern aufzustellen oder bei sich zu tragen pflegt, um sich damit der bösen zu erwehren. Mit solchen Schutzgeistern, meist tiergestaltigen, umgab sich beispielsweise jeder in Babylonien, wo die Dämonenfurcht allgemein war<sup>1)</sup>.

Der Orgiasmos hatte aber auch noch eine Wirkung nach innen auszuüben. Die Mänaden steigerten sich durch ihn künstlich in jenen Zustand hinein<sup>2)</sup>, in dem allein der Gott von ihnen aufgenommen werden konnte: in die Ekstase, in besinnungslosen Taumel. Besinnungslosigkeit, sie ist das Grundmerkmal des bacchischen Verhaltens.

Der korybantische Kult der phrygischen Kybele<sup>3)</sup>, der späteren Magna Mater (Großen Mutter), ist dicht neben den des thrakisch-pelasgischen Dionys zu stellen. „Mit Tympana, Kymbala (Zimbeln), Klappern, Hörnern und Flöten stachelte man die Erregung an, dann schwang man sich unter wildem Geheul, das Haupt und die langen aufgelösten Haare schüttelnd, den Leib mit Geißeln schlagend, die Arme mit scharfen Messern verwundend, in wildem Tanz bis zur Ermattung herum<sup>4)</sup>; oft ging es dabei weithin über Berge und Täler...“ (Pauly-Wissowa.) Über das Verhältnis der beiden Kulte heißt es ebenda: „In naher Verwandtschaft mit dem orgiastisch ausschweifenden Dienst der Kybele stand der in Thrakien heimische wilde Dienst des Bakchos-Sabazios, und Kybele wird selbst als Mutter des Sabazios angeführt.“ Auch im Kybelenkult war das Phalloswesen ausgebildet, und zwar „ganz besonders reich und mannigfaltig“ (Dieterich, Mutter Erde).

Angesichts dieser Art der beiden Kulte nimmt es nicht wunder, daß sie fast stets mit krankhaft-ungewöhnlichen Bewußtseinszuständen verbunden waren. Neben der Tanzwut<sup>5)</sup> gehören zur orgiastischen Ek-

1) Vgl. hierzu Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Apotropaion“.

2) Nach Günthers „Rasse und Stil“ (1926), einer höchst bedeutsamen Schrift, ist das Sichhineinsteigern in Empfindungen ein wesentlicher Zug der vorderasiatischen Rassenseele.

3) Die Erdmutter Kybele galt auch als Bergmutter. Berge sind gehäufte, sozusagen gesteigerte Erde.

4) Lebhaft erinnert das an den Dionysosjünger Nietzsche, den Tanzbeinheber und Verkünder der Grausamkeit, auch der Grausamkeit gegen sich selbst (siehe z. B. „Jenseits“, Nr. 229).

5) Die Tanzwut der Korybanten und Mänaden ist als eine niederrassische Ausartung der weiblichen Tanzlust anzusehen. Überall sind hier ja weibliche Wesenszüge bestimmend, worüber alsbald noch Näheres.



stase Halluzinationen (von Flötenklang z. B.), Empfindungslosigkeit gegen Schmerz, Umkehrung von Schmerz in Lust, Hellsehen, vermeintlicher Verkehr mit Geistern usw.<sup>1)</sup>. Schon der Rausch, die gewöhnlichste unter den ungewöhnlichen Bewußtseinserscheinungen, ist hier zu nennen. Rohde erwähnt von den Thrakern, die zur Trunksucht geneigt haben sollen, daß sie auch ein haschischähnliches Berausungsmittel verwandten und bemerkt dabei: „Rausch gilt bei „Naturvölkern“ meistens für einen religiös inspirierten Zustand.“ Man darf jedenfalls sagen, daß ein dem alkoholischen und insbesondere dem geschlechtlichen Rausch nächstverwandter Zustand den springenden Punkt des Dionysos-Kultes bildet. In diesem Zustand dünkt sich der Niederrassige „des Gottes voll“. Hierin besteht der Enthusiasmos, der „heilige Wahnsinn“, der die nordischen Griechen so sehr verwundert und befremdet hat.

Der Komödiendichter Aristophanes spricht irgendwo einmal von Nachtfesten der Sklaven zu Ehren des Sabazios. Hier muß ein Doppeltes beachtet werden: einmal (wie bei den schwärmenden Mänaden) die Zeit der Feiern, welche besagt, daß Dionys im geradesten Gegensatz zu Apoll auch ein Dämon der Nacht und der Unterwelt war; und zum andern die Begeher dieser Feier: Sklaven, also Unfreie, Nichtherren, Nichthellenen, Barbarenblütige. Der Barbar, das ist der Sklave „von Natur“ (Aristoteles), weil zu allererst der Knecht seiner selbst, d. h. seiner wilden, zügellosen Begierden und Triebe.

Weiber und Sklaven! Das Gegenteil von beiden ist der hellenische Mann, der Angehörige jenes nordrassischen Herrenvolkes, das als verhältnismäßig schmale Oberschicht auf einer unnordischen Unterschicht die wundervolle Blüte der griechischen Kultur entwickelt hat.

Es ist bekannt, daß auch das Christentum anfänglich an die unteren Volksschichten und insbesondere an die Frauen sich gewandt und unter diesen zuerst sich ausgebreitet hat. Es stellt eine der reinsten Gattungen jener mannigfachen nicht-nordischen Weltansichten dar, für

---

<sup>1)</sup> Die Grande Enc. Française (unter „Dionysos“) setzt diese Zustände zu den Neurosen und der Hysterie in Beziehung. Möbius (Nietzsche, II, 2) bezeichnet Dionys als Gott der Hysterie. — Nach Nietzsche, der es ja wissen muß, ist im dionysischen Zustand „das gesamte Affekt-System erregt und gesteigert“, wozu er auch „alle Art Mimik und Schauspielerei“ rechnet. Auch er spricht von den Hysterischen. (Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!)



deren Ausgestaltung weibliches Denken und Fühlen bestimmend war. Das Christentum ist zwar der ausgesprochene Gegensatz zum Kult des Dionys, beide Lebensanschauungen sind diametral entgegengesetzt, doch liegen beide gleichwohl auf einer und derselben Ebene<sup>1)</sup>. Auf einer anderen, höheren Ebene liegt der Apollonglaube der nordischen Hellenen. Als das Nordblut versiegte, als jene Herrenschicht zerbröckelte, verschwanden damit auch die strahlenden Erscheinungen hellenisch-edelmännlicher Philosophie und Kunst. Jetzt rangen Dionys und Christus um die Herrschaft der Welt, wobei dieser zum Heile der von völligem Verfall bedrohten antiken Menschheit siegte.

Das Vorermähnte bedarf noch einiger Erläuterung. Treffend schreibt Leopold von Schroeder<sup>2)</sup>: „Die alles tragende und duldennde Liebe, die Paulus so unvergleichlich verherrlicht, — Geduld, Friede, Freundlichkeit, Milde, Nachsicht, Sanftmut, Langmut, — das ist christliche Moral. Sie ist der indischen, der buddhistischen nahe verwandt. Auch sie zeigt den weichen, weiblichen Zug.“ Erinnert sei des weiteren bezüglich des Christentums an die urweibliche Eigenschaft der Barmherzigkeit<sup>3)</sup>, der die männlich-nordische Gerechtigkeit, zuhöchst gestellt in Aristoteles' Ethik, gegenübersteht, an die Kinderliebe Jesu, des weiblichen Mannes, an das Fehlen jener Wehrhaftigkeit, jener virtus (das lateinische Wort kommt von vir, der Mann), die den Nordling auszeichne<sup>4)</sup>. Wie Dionys, wenn auch in gänzlich andern

<sup>1)</sup> Einen bemerkenswerten, wenn auch nur äußerlichen Zusammenhang zwischen Dionysoskult und Christentum zeigt die Herkunft des christlichen Evöc vom bacchantischen Euseu. — Nietzsche (Wille zur Macht) hat richtig erkannt: „Die christliche Lehre ist die Gegenlehre gegen die dionysische.“ Aber er war, weil wesentlich nicht-nordischen Geistes, ohne Verständnis für die über diesem Gegensatz stehende nordisch-apolonische Weltansicht und erschöpfte sich in blindwütiger Feindschaft gegen das Christentum.

<sup>2)</sup> In seinem Buch „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth“ (dessen Grundauffassung freilich kaum mehr haltbar ist, denn alle Mysterienreligionen sind wahrscheinlich nicht-nordischer Herkunft).

<sup>3)</sup> Vielleicht entstammte Jesu Familie dem Volk der Samaritaner, das zwar den Mosaismus angenommen hatte, aber im Gegensatz zur jüdischen Härteherzigkeit mitleidigen Wesens war. Vgl. hiezu auch Delitsch, Die große Täuschung, II.

<sup>4)</sup> Die fehlende virtus kennzeichnet auch Bakchos. In dieser Hinsicht tritt „der als Herakles mit Keule und Löwenfell bekleidete Weibergott Dionysos“ als Lust-

Sinn, ist Christus der Frauen Gott. Sie unterwerfen sich am leichtesten entweder der Macht des einen oder der des andern<sup>1)</sup>. Übrigens hat, wie wir gleich sehen werden, die Dionysosreligion selber im Dyrphismus einen dem Christentum sehr ähnlichen Seitenzweig getrieben.

Diesen weiblichen Geist nun bekundet ganz besonders die mittelländische Rasse, deren seelische Art das ganze vornordische Mittelmeer überwiegend bestimmt hat. Ihr war vor allem an vielen Punkten, gemäß den bruchstückhaften Berichten, die wir besitzen, das Mutterrecht arteigen, welches von Vaterschaft nach unseren Begriffen nichts wußte. Es kannte und anerkannte nur Blutsverwandschaft zwischen Mutter und Kind und zwischen Kindern von derselben Mutter. Demgegenüber huldigten die nordrassischen Adelsgeschlechter in Athen wie in Rom der Vaterherrschaft, dem „Patriarchalismus“. Die Namen Eupatriden und Patrizier stammen vom griechischen und lateinischen Wort pater (Vater) her. Ebenso sprachen Griechen und Römer, wie heute auch wir, vom „Vaterland“, während auf Kreta, einem Hauptsitz der vornordischen Kultur, vom „Mutterland“ gesprochen wurde. In Ägypten waren Thronfolge und Eigentum nur in der weiblichen Linie erblich. (Unter den Basken hat sich ein solches Erbrecht bis heute noch erhalten.) Ganz unverkennbar weiblich-mütterlichen Geist bekundet der dem Christentum so nah verwandte Demeterkult, von dem wir noch zu sprechen haben. Bei den Etruskern wurde, was bei den Römern unbekannt war, auf Grabinschriften sorgfältig der Muttername angegeben. Auf das bestimmteste ist dieses Mutterrecht für die kleinasiatischen Lykier bezeugt<sup>2)</sup>. In Phrygien herrschte der Kult der Großen Mutter, der Kybele; ihre Priester pflegten sich zu entmannen, wohl um sich dadurch der angebeteten Weibgotttheit ähnlicher zu machen<sup>3)</sup>. Kleinasien war auch die Heimat der sagenhaften Amazonen, bei denen die antike „Frauenemanzipation“ einen Höhepunkt erstieg. Wohin man blickt, an hundert Orten des vor- und nichtspielfigur in Aristophanes' „Fröschen“ auf. (Nach Christs Geschichte der griech. Litteratur.)

1) Das reinblütige nordische Weib ist gegen Dionys' dunkle Zaubermacht am meisten, vielleicht ganz gefeit.

2) Durch Herodots Historien, I 173.

3) Die nordischen Hellenen, duldsam, wie sie gegen fremde Kulte waren, ließen den Dienst der Kybele gewähren, verachteten jedoch ihre verschnittenen Priester. (Über Entmannung im Christentum vgl. Ev. Matth. 19, 12.)

nordischen Altertums gewahrt man Merkmale von Frauenvorrang, jedenfalls weibbestimmte Züge. Selbst heute noch ist das beobachtbar. Ein guter Kenner der gegenwärtigen Mittelmeerländer, L. F. Clauß, schreibt in „Rasse und Seele“ (1926), das Artgesetz der mittelländischen Rasse sei „weibbetont“, im Gegensatz zum mannbetonten Artgesetz der nordischen Rasse.

Eine auffällige Beziehung zu den mutterrechtlichen Begriffen der mittelländischen Rasse verrät die Sage von des Dionysos Geburt. Im Umkreis dieser Rasse bestand die vielverbreitete seltsame Sitte des Männerkindbetts. Wenn nämlich eine Frau in Geburtswehen darniederlag, so war es Brauch, daß auch der Ehemann sich niederlegte und scheinbare Pflege in Anspruch nahm, um an dem, was die Frau betraf, gewissermaßen teilzunehmen. Es gibt hier also gleichsam zwei Gebärende. Eben dies spiegelt sich wider im Mythos von Dionys' doppelter Geburt. Semele, seine Mutter, infolge von Ränken der eifersüchtigen Hera durch Zeus als Gewittergott erschreckt, bringt ihn zu früh zur Welt, so daß Zeus die unreife Frucht in seinen Schenkel einnäht und seinen Sohn dann noch einmal gebiert. Dithyrambos, der Name des dem Dionys heiligen Gesanges und ein Beinamen des Gottes selbst, weist hin auf diese Sage; das Wort bedeutet wohl den „durch zwei Türen Hinaufgestiegenen“, d. h. den doppelt zur Welt gekommenen.

Eine Art von Verbindungsglied zwischen bacchischen und widerbacchischen Glauben nimmt die sagengepriesene Janusgestalt des Thrakers Orpheus ein; denn dieser galt (abgesehen von seiner halb apollinischen Eigenschaft eines Sängers und Lyraspielers)<sup>1)</sup> einerseits als Einführer des thrakischen Bakchosdienstes, andererseits aber auch als Stifter jener geheimnisvollen orphischen Weihen, deren Gotttheiland ein „zerissener“ Dionysos war und die, der bacchischen Lebensansicht gerade entgegengesetzt, dem Geist des Christentums auffallend nahe stehn. Da hören wir z. B.: Zur Buße für eine „Schuld“ sei die Seele in den Kerker des Leibes gebannt, aus dem sie durch die Gnade erlösender Götter befreit werden muß. Das Erdendasein mit dem

---

<sup>1)</sup> Ich möchte Orpheus seiner außerordentlichen Musikbegabung wegen der dinarischen Rasse zurechnen. (Den Orpheus der Neuzeit könnte man Wagner nennen.)

Tod sei der Sünde Gold, die Askese die Grundbedingung des frommen Lebens<sup>1)</sup>).

Von diesen orphischen Mysterien wie auch von den aufs nächste verwandten eleusinischen wird noch des näheren zu sprechen sein. Ganz ähnliche Lehren weist aber auch, was wir hier streifen müssen, der Buddhismus, ja schon der Brahmanismus auf. Im Brahmaglauben wurde das irdische Leben, die Verbindung der Menschenseele mit einem Leib, als Strafe für eine Versündigung in einem früheren Dasein angesehen. Bußübungen, Gebete, Opfer sollen die Seele der Wiedervereinigung mit der Weltseele Brahma würdig machen. Die Gnade ist „die strahlende Sonne indischen Glaubens“. Zu Unrecht hält ihn (Chamberlain<sup>2)</sup>) für eine reine Ausprägung indo-arischen Geistes. In diesem Glauben kündigt sich vielmehr die weltflüchtige Verzweiflung und Verzichtstimmung des völlig unnordischen Buddhismus an. Oldenberg<sup>3)</sup> schreibt über den Brahmanismus: „Das Schwergewicht der religiösen Gedankenkreise verlegt sich mehr und mehr. Es fällt nicht mehr, wie einst in der Kindheitszeit des Volkes, ins Diesseits . . . Die Lösung heißt jetzt, im Reich der Ewigkeit sich die rechte Stätte bereiten.“ Die Ursache dieser Verschiebung ist indes nicht, wie Oldenberg auf Grund der Auffassung des 19. Jahrhunderts meint, ein Altern, sondern ein Rassenwandel, ein Versiegen nämlich des aus Nordwesteuropa stammenden nordisch-indogermanischen Blutanteils. Hinzuzufügen ist endlich: Jener Flucht aus der Welt und der Sinnlichkeit steht hier in Indien, genau wie dort in Vorderasien, der Phallosdienst, der wilde Kult des Lingam gegenüber.

Man erkennt demgemäß auf dem Weltkreis der weibbestimmten, unnordischen Lebenswertungen und religiösen Glaubensansichten zwei Pole. Der positive Pol, am stärksten wirksam in der bacchantischen Dionysosreligion, bedeutet einen ausschweifend-überhitzten Kult des Vegetativ-Animalischen, des Sinnlich-Körperlichen. Der negative Pol hingegen, ins andre Äußerste gewendet, bedeutet einen oft franksinnig überspannten Kult des Geelisch-Übersinnlichen, derart, daß der Körper

---

<sup>1)</sup> Die Askese bestand vor allem in der Enthaltung von der Geschlechtsliebe, dann auch in der Enthaltung vom Fleischgenuß und Blutbergießen.

<sup>2)</sup> In „*Arische Weltanschauung*“, 1920.

<sup>3)</sup> Im Band „*Die orientalischen Religionen*“ des Sammelwerks „*Die Kultur der Gegenwart*“, 1906.



und das leiblich-irdische Leben (mit seiner „Fleischeslust“) als sündige, zu fliehende Wesenheit erscheint<sup>1)</sup>. Im Brennpunkte des positiven Poles stehen Sinnlichkeit und Wollust mit ihrem Werkzeug und faszinierenden Symbol, dem Phallos. Im dunklen Grund des negativen Poles ruhen Entsagung, Buße, Leiden, Tod<sup>2)</sup>. Beide Lebensauffassungen überschattet die geheimnisvolle Nacht; doch hier ist es die Nacht des Grabes und des Todes, dort die Liebesnacht.

Es leuchtet ein, daß dieser so eigen- wie großartige Gegensatz — dessen zwei Seiten ineinander umschlagen können, weil die Extreme sich berühren<sup>3)</sup> — besonders auf die Dichter Eindruck machen muß; denn ein Hauptmittel aller Kunstgestaltung ist der Gegensatz, die Antithese. Wagner, ein größter, wenn nicht der größte Künstler aller Zeiten, hat ihn sowohl in „Tannhäuser“ (der Bacchant wird zum Büßer) wie in der Gestalt der reinigen Rundry dargestellt. Den umgekehrten Weg wie Tannhäuser geht Goethes Faust. Der weltferne Gelehrte, der „leider auch Theologie durchaus studiert“ hat, weiht sich „dem Saumel, dem schmerzlichsten Genuß“ und schließt ein Bündnis mit Mephisto, dem er die Worte zuruft, die einem Teufelsohr Musik sind: „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit Uns glühende Leidenschaften stillen!“ In Tristan und Isolde, vielleicht dem wundersamsten Werk,

1) Hinter diesem Negativum versteckt sich freilich oft wieder ein Positivum, die ausschweifende Hoffnung auf ein unsterbliches Leben (des Einzelwesens), auf eine „ewige Seligkeit“. Das Gegenstück dazu ist die Furcht vor ewigen Höllenstrafen. Chamberlain hat die Vorstellung der Hölle mit Recht für den „eigentlichen Schandfleck der kirchlichen Lehre“ erklärt und bemerkt, daß die Jesuiten die Höllenfurcht zum „Angelpunkte aller Religion“ gemacht haben (Grundlagen des 19. Jh., 9. Kap. 6). Den Höhepunkt der Höllenbeschreibungen, die auf die Orphiker zurückgehen, erreicht die christlich-orphische Petrosapokalypse, „wo die Pein der Verdammten mit zügelloser Phantasie und barbarischem Raffinement geschildert wird“ (Wilde). Die Höllenvorstellung war ursprünglich völlig verschieden von den nordischen Vorstellungen des Hades und der Hel.

2) Es ist klar: wenn alles Leben Leiden ist, so ist die einzige Tugend das (weibliche) Mitleid, die Barmherzigkeit. Sehr deutlich findet sich dieser Zusammenhang bei Schopenhauer, der seine Stelle neben Buddhismus und Christentum hat.

3) Auf den Karneval folgt Aschermittwoch, aus dem Großstadtlebemann Augustinus wurde ein Kirchenvater, der die Erbsünde zum Grunddogma erhob. (Aug. war Afrikaner, wohl mittelländischer Rasse.)

das je geschaffen worden und das ganz und gar unnordisches Geisteswesen atmet, hat Wagner (der Gipfel der Romantik) es versucht, die Nacht der Liebe mit der Nacht des Todes in eins zu setzen<sup>1</sup>).

Man darf nicht leugnen, daß der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit der Natur etwas Großes, ja Gewaltiges innewohne, doch dem bacchantisch-zuchtlosen Phalloskult muß man sich, gleich dem Thraererkönig Lykurg, entschieden widersetzen. In betreff des Geschlechtstriebes sei von vornherein festgestellt: sowohl seine ausschweifende Bejahung, wie seine Verneinung (Mönchtum, Askese) sind verurteilenswert. Dieser Trieb, als eine der Grundkräfte irdisch-menschlichen Lebens, ist zu bejahen, aber zugleich aufs strengste zu zügeln. (Das Zölibat ist nicht nur naturwidrig und daher nervenzermürend, sondern auch gesittungshemmend. Eine der größten Taten Luthers war die Beseitigung der Priesterhellosigkeit. Aus dem protestantischen Pfarrhaus sind bekanntlich viele der tüchtigsten Männer hervorgegangen.)

Halten wir fest: der Süd- und Morgenländer, wie vielleicht jeder Mensch nicht-nordischer Rasse, sieht oft und immer wieder aus der verwirrenden Übermacht seines Geschlechtsbegehrens keinen anderen Ausweg als die Flucht in die Askese, in die Verneinung der Sinnlichkeit, gewissermaßen in einen Tod zweiter Ordnung. Dem reinblütigen Norden fehlt alle Ursache zu solch verzweiflungsvollem Schritt; denn die Geschlechtlichkeit beherrscht nicht ihn, sondern er sie. Ihn krönt mit dieser hohen Selbstbeherrschung sowohl sein sittlicher Wille wie seine weniger entzündliche Natur. Darum verachtet er, mit Fug und Recht, den falscher Keuschheit Zugeschriebnen nicht minder als den eklen Lüstling und die unzüchtige, entfesselte Mänade. Umgekehrt scheint es, daß von den weißen Rassen die vorderasiatische der Macht der beiden Pole Askese — Phalloskult am meisten unterworfen ist<sup>2</sup>). In „Rasse und Stil“ erörtert Günther „die aus vorderasiatischem Wesen stammende

<sup>1</sup>) Die Tristansage ist, wie schon erwähnt, mittelländischen, romanischen, romantischen Charakters. Die Romantik ist samt der Gotik aus einer Verschmelzung nordisch-germanischen Geistes mit christlich-mitteländischem Geist hervorgewachsen. Auf dieser Doppelherkunft beruht der eigenartige Reiz, aber auch die oft fühlbare Zwiespältigkeit dieser Weltansicht. Der christliche Ritter z. B. ist ein Widerspruch in selbst. Über den Zusammenhang der Romantik mit der dem Christentum verwandten Theosophie des Neuplatonismus siehe Walzel, Deutsche Romantik I.

<sup>2</sup>) Man vergleiche damit den ebenfalls morgenländischen Gegensatz zwischen Mammonismus und Bettelmönchtum.

Wahl zwischen äußerster Verneinung der Sinne einerseits oder zügelloser Sinnlichkeit andererseits“ und nennt die Tempelprostitution, ein Seitenstück zum Phalloskult, dem vorderasiatischen Empfinden ebenso naheliegend wie dem nordischen fern.

Der nordrassische Mann wird Religion und Geschlechtstrieb um so weniger verquicken, als sich für sein Gemüt die Frömmigkeit sehr leicht mit einem unsinnlich-hohen Fühlen für das Weib vermählt, mit jener verehrenden Liebe aus der Ferne, die seinem Bedürfnis nach Abstand zwischen Mensch und Mensch entspricht<sup>1)</sup>. Daß Abstandgefühl und veredelte Geschlechtsliebe aufs engste zusammenhängen, zeigt von der Rehrseite her der Charakter der Juden, dieses hauptsächlich zur vorderasiatischen Rasse gehörigen Volkes, das, mitten unter uns lebend und uns doch wildfremd, zur psychologischen Betrachtung geradezu herausfordert. Dem Juden nämlich gebricht es nicht nur an jeder abstandeinschließenden Vornehmheit, worüber Weininger namentlich Vorzügliches gesagt hat<sup>2)</sup>, ihn kennzeichnet auch eine ganz ungewöhnliche priapische Sinnlichkeit, die mit Frauenverehrung nichts, mit Frauenentehrung beträchtlich viel zu tun hat. Schon Tacitus, der weltkundige Römer, bezeichnete bekanntlich die Juden als „ein übermäßig zur Lüsternheit geneigtes Volk“<sup>3)</sup>.

Die nordische Rasse also steht jenen beiden aufs äußerste zugespitzten, polar entgegengesetzten Weltbildern des Süd- und Morgenländers ursprünglich fremd gegenüber. Sie steht abseits, besser noch: über dem Gegensatz Sinnenlust-Seelenheil. Sie kennt weder den hitzig-wilden Phalloskult<sup>4)</sup>, noch kennt sie eine Verneinung des Erden-daseins, obschon

1) Über das nordische Abstandgefühl vgl. Claus, Rasse und Seele.

2) „Geschlecht und Charakter“, Kap. 13. Die Vorstellung eines jüdischen gentleman hält Weininger für unmöglich.

3) Dem entspricht der physiognomische Befund; manche Juden zeigen offenkundig die Physiognomie des Fauns oder des Mephisto. Psychologisch entspricht dem Faun die Lüsternheit, dem Teufel der Entehrungstrieb. Den allen Juden eigenen Mangel an „verecundia“ (Verehrungsfähigkeit) hat schon Schopenhauer festgestellt (Parerga II, § 132).

4) Daher ist es vollkommen unangebracht und sinnlos gewesen, das Dogma der Erbsünde auf die Germanen anzuwenden, deren Selbstzucht und Sittenreinheit unübertroffen war. Der Hauptgrund für die Aufstellung der Erbsünde war ja die sexuelle Unzucht des versinkenden Altertums. Daß die Germanen — von den mit sehr unchristlicher Gewalt bekehrten Sachsen zu schweigen — sich dem Christentum größtenteils freiwillig beugten, liegt nicht daran, daß sie ihm sittlich

es sich nicht leugnen läßt, daß die nordische Schwermut<sup>1)</sup>, die nordische Neigung zum Gram den dunklen Strahlen jenes negativen Poles Angriffsflächen bietet. Überhaupt darf man sagen: hat der Morgen- und Südländer einen Hang zu Extremen, zu exaltierten und ekstatischen Zuständen, so zeigt der Norde statisches Wesen; zu seinen besten Eigenschaften zählen Vernunft, beherrschtes Gleichmaß, ruhige Besonnenheit.

Faßt man die Hauptbetätigungen der Nordrasse näher ins Auge, so findet man zwei Stufen. Der nordische Mann, der eigentlich männliche Mann, ist zunächst, auf unterer Stufe, Jäger<sup>2)</sup> und Wanderer, namentlich aber Krieger, Eroberer, Staatenbildner, womit (im Verein mit dem Sinn für Gerechtigkeit) seine Herrscherbegabung und Herrscherberufung zusammenhängt<sup>3)</sup>. Auf oberer Stufe erscheint er sodann als Beobachter und Betrachter, als Künstler, Dichter und Denker. Für beide Stufen bilden die Griechen die ewiggültigen Musterbilder: dort haben wir die Thaten des Herakles, hier die erlauchten, hochherrlichen Schöpfungen griechischer Philosophie und Kunst<sup>4)</sup>.

Es versteht sich, daß diese nordrassischen Dichter und Denker, die sich in Hellas, „der Wiege aller höheren Gesittung des Menschengeschlechtes“ (Beloch), so wunderbar entfalteten, vom alten Gut des

---

unterlegen waren, sondern daran, daß sie dieser mit der Begriffskunst der griechischen Philosophie bewaffneten Religion geistig-dialektisch noch nicht gewachsen waren. Erst die gewaltige Bewegung der Renaissance zeigt den Vorgang des Mündigwerdens der germanischen Oberschichten. (Der Höhepunkt dieser Wiedergeburtzeit im gesamt-europäischen Schrifttum ist Goethe, nicht so sehr seiner Dichtungen wegen, die sich zum guten Teil auf stark romantischem Untergrund erheben, als vielmehr um seiner wahrhaft klassischen, großartig hohen und edelsten freien Weltanschauung willen.)

1) Schopenhauer nannte die (vorwiegend nordrassischen) Engländer „das melancholischste aller Völker“ (Welt als Wille I, § 68); und das trotz des berühmten englischen Humors! (Sch. kannte, was wichtig ist, die Engländer aus eigener Anschauung.)

2) Während der süd- und morgenländische Mann den Weibern nachstellt, jagt der Nordmann den Bären, den Eber, den Elch.

3) Dagegen neigt die mittelländische und vorderasiatische Rasse zur Herrschsucht und Ungerechtigkeit.

4) Betrachtet man die beiden Zweige der Nordrasse im europäischen Altertum, so sieht man leicht, daß es die Römer auf der unteren, die Griechen auf der oberen Stufe zur höchsten Vollendung brachten.



Mittelmeeres nicht unbeeinflusst bleiben konnten. Der Einfluß — zunächst eine rein geistige Umweltwirkung — mußte zudem um so größer werden, je mehr die Rassenmischung zunahm und nichtnordisches Blut in nordisches eindrang. Was die Kunst anbelangt, so ist besonders die griechische Tragödie von jener vornordischen Gedankenwelt<sup>1)</sup> genährt. Das Weibliche vor allem tritt immer mehr hervor. So sagt z. B. Aischylos bei Aristophanes, Demeter habe seinen Geist erzogen<sup>2)</sup>. Man hat es ferner als bezeichnend für Sophokles erklärt<sup>3)</sup>, „daß er die Schranken zwischen männlicher und weiblicher Tugend, die dem Griechen sonst meistens als selbstverständlich gelten, aufhebt und als erster auch der weiblichen Natur Leistungen von heldenhafter Größe im guten Sinn überträgt: er ist aus Überzeugung der Schöpfer des Typus der Heldenjungfrau geworden<sup>4)</sup>, den sich dann Euripides zu theatralischen Effekten angeeignet hat“. Ähnliches gilt aber auch von Teilen der griechischen Philosophie. In seinem Buch über Platon setzt Windelband auseinander, daß jene orphischen Mysterien mit ihren weltflüchtigen Mythen selbst in die Lehre Platons (den wir im wesentlichen als nordrassisch anzusehen haben) eingedrungen sind.

Windelbands Ausführungen sind für die Erkenntnis jener Gedankenkreise der alten Mittelmeertwelt so aufschlußreich, daß sie verdienen, großenteils im Wortlaut angeführt zu werden. Es heißt dort: „Alle die eigentlichen und wertvollen Mythen... beziehen sich auf ein und dieselbe Frage: auf das Geschick der Menschenseele im Jenseits vor und nach dem irdischen Leben... Denn die Vorstellungen von einer ursprünglichen Zugehörigkeit der Menschenseele zu einer höheren unsichtbaren Welt, von ihrer sündigen Verirrung in den Leib und ihrer Reinigung und Erlösung aus allem körperlichen Wesen bilden das

---

1) Der überraschende Reichtum der griechischen Sagen beruht wohl darauf, daß die Griechen bei ihrem Vordringen nach Süden auf eine voll entwickelte Vorstellungswelt (wenn auch z. T. wenig hoher Stufe) stießen. (Der Phantasie-reichtum der mittelländischen Rasse übertrifft vielleicht noch den der nordischen.) Man vgl. damit den Wörtereichtum der englischen Sprache, wo eine romanische Sprach-übersicht sich über einen germanischen Grund gelegt hat.

2) Aischylos stammte aus Eleusis (bei Athen), dem Mittelpunkt des Demeterkultes.

3) Siehe Christs Geschichte der griechischen Literatur.

4) Dem Sophokles ist hierin Goethe ähnlich, dem weibliche Heldengestalten besser gelangen als männliche.

Grundthema aller dieser Mythen. Diese Vorstellungen aber waren weit davon entfernt, ein ursprüngliches Gemeingut der hellenischen Religion zu sein. Wie die letztere uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, weiß sie im allgemeinen von solcher Trennung der Seele und des Leibes nichts und kennt auch keine metaphysische Geschichte der Seele<sup>1)</sup>: selbst die „Schatten“ sind nur die abgeblaßten, leblosen Doppelgänger der ganzen leiblich-seelischen Persönlichkeiten... In den orphischen Mythen aber entwickelten sich jene Vorstellungen... allmählich zu deutlicheren Lehren. Die Menschenseele ward zum Dämon<sup>2)</sup>... Der menschliche Leib ist für einen solchen Dämon ein Grab und ein Gefängnis: durch seine Schuld ist er darin und daran gefesselt. Deshalb aber wird der Dienst des Gottes zur Erlösung: durch geheimnisvolle Weihen soll die schuldige Seele entführt werden<sup>3)</sup>... Solche Lehren erstarkten während des sechsten Jahrhunderts in Griechenland überall, und als ihre Vertreter erscheinen die Weih- und Sühnepriester, die man in großen Volksnöthen herbeiruft, um die bösen Dämonen zu beschwören: unabhängig von der Staatsreligion, die kein Dogma kannte, breiteten sich diese Sekten aus, in deren Kult und Lehre die Sorge um das Geschick der Seele den Mittelpunkt bildete. Je heißer die religiöse Inbrunst war, die sich dabei entfaltete, um so größer war die Gefahr... einer dogmatischen Erstarrung. Da ist es denn die Großtat der ionischen Naturforscher gewesen, daß sie das Nachdenken über die „Natur der Dinge“ von dem religiösen Trieb freizumachen, den kosmogonischen Vorstellungen das poetische und mythologische Gewand abzustreifen und die Erkenntnis der Welt nur auf Beobachtung und Überlegung zu gründen unternahmen. Sie haben damit dem griechischen Geiste die Freiheit gewahrt, durch die er zum Lehrer aller folgenden Völker geworden ist. ... Und das ist nun die

1) Vgl. Rohde: „Ein endloses Weiterleben der Seele wird auf diesem (homerischen) Standpunkt weder behauptet noch geleugnet; dieser Gedanke fällt hier überhaupt gar nicht in den Kreis der Betrachtung.“ (Sämtliche Anm. zu Windelband von R.)

2) Dämon, d. h. unsterbliches Wesen. In seinem Lehrbuch der Geschichte der Philosophie (§ 11) schreibt Windelband, daß zum erstenmal von Platon „die persönliche Unsterblichkeit als philosophisches Lehrstück“ vorgegetragen wurde.

3) Rohde schreibt über die (nordischen) Griechen: „Auch waren sie für die Infektionskrankheit des „Sündenbewußtseins“ in ihren guten Jahrhunderten sehr wenig empfänglich“ (Psyche I, am Schluß).

eigenartige Stellung, welche Platon in der Geschichte des griechischen und damit des abendländischen Denkens einnimmt, daß er diese beiden Strömungen in ein Bett geleitet hat. Die Weltanschauung, die er auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung als das Gesamtergebnis aller bisher aufgestellten Theorien gewann und begründete, war derartig, daß in ihrem Rahmen die Dogmen der dionysischen Seelenlehre Platz fanden und als notwendig sich daraus ergebende Folgerungen erscheinen konnten<sup>1</sup>). Platon macht also den Versuch, religiöse Dogmen philosophisch zu begründen oder wenigstens als möglich und „wahrscheinlich“ geltend zu machen: und in diesem Sinne ist er der erste Theologe<sup>2</sup>).“

Wir begreifen nach diesen Darlegungen, daß die christlichen Kirchenlehrer dem griechischen Denker mit so viel Nachsicht, ja mit Achtung und Sympathie begegnen und wir verstehen gleicherweise, daß Schopenhauer, der manchen Betrachtets christlichste Philosoph, Platon gleich hoch wie dem von ihm so hochgeschätzten Kant stellt. Umgekehrt erklärt es sich, daß Nietzsche Platon als „präexistenz-christlich“ empfindet und befiehlt. Ergänzen und berichtigen wir im übrigen Windelbands Ausführungen auf Grund der Rassenkunde noch dahin: Die Geheimlehren jener „Sekten“ bildeten einen Teil (nämlich den negativ-weltflüchtigen Teil) der Religion der Pelasger, die, wie es scheint, schon damals wieder (im 6. Jahrhundert) zu erstarken begann. Die

---

<sup>1</sup>) Die Entelechie des Aristoteles dagegen hat wenig zu tun mit der dionysisch-platonischen, theologischen Seelenlehre; sie erscheint vielmehr herausentwickelt und verfeinert aus dem ordnenden *nūs* (Verstand) des Anaxagoras, einem apollinischen Begriff. Die Seele als teleologische Lebenskraft ist eine der stärksten Leistungen der griechischen Philosophie. Am Mangel dieses Begriffes krankt die gesamte neuzeitliche Biologie, so daß sie den Erscheinungen des organischen Lebens ratlos gegenübersteht. Noch immer gilt Goethes Wort, daß Aristoteles die Natur besser gesehen habe als irgend ein Neuerer (Eckermanns Gespräch vom 1. X. 28). Über die „Aristotelisch-Goethische Entelechie“ siehe besonders v. Engelhardt, *Organische Kultur*, 1925. (Doch irrt v. E., wenn er die zusammenschauende und wertende „Intuition“ mit dem tierischen Instinkt und Affektleben zusammenbringt. Beide sind zwar irrational, aber so grundverschieden wie apollinischer und dionysischer Geist.)

<sup>2</sup>) Eine überwiegend nicht-nordische Erscheinung scheint Platons Lehrer Sokrates gewesen zu sein. Man muß diesem Mann (mittelländisch-alpiner-nordischer Rassenmischung?), der furchtlos-fest, in unerschütterlicher Geseßestreue, dem Tod entgegen sah, noch größere Bewunderung zollen als seinem Geistesbruder Jesus, mit dem er namentlich auch das gemein hat, daß er nur mündlich lehrte.



„Staatsreligion“ hingegen war der undogmatische, unpfäffische (von Dichtern, nicht von Priestern gelehrt) Götterglaube der nordischen Hellenen, derselben, die mit den ionischen Naturforschern den Sternereigen der griechischen Philosophie eröffneten.

In einer sehr beachtenswerten Schrift<sup>1)</sup> schreibt Brückner: „Die Einheitlichkeit der orientalischen Religionen kommt zunächst in ihrem Gegensatz zu den alten Staatsreligionen der Griechen und Römer zur Geltung. Diese beförderten vor allem das Wohl des Staates und verlangten die Unterordnung des Individuums unter das Ganze. Die orientalischen Religionen waren gegen den Staat gleichgültig und hatten es mit dem zukünftigen Seelenheile des einzelnen zu tun. An Stelle des Patrioten und Volkshelden trat das Ideal des Asketen und Frommen.“ Man erkennt hieraus deutlich, daß die unnordische, süd- und morgenländische Lebensansicht hedonischer Individualismus ist, der jeden nur an sich und an sein Einzelglück, seine persönliche „Seligkeit“ denken läßt. Dieses Einzelstreben kann, wie wir gesehen, eine positive oder negative Richtung nehmen; die letztere erfüllt sich in der Sorge jedes einzelnen um und für sein Seelenheil im Jenseits, die erstere erfüllt sich im „Sich-Ausleben“ des einzelnen im Diesseits, gipfelnd in Orgie und Sinnenlust.

Jener Unsterblichkeitsglaube, jene Grundüberzeugung vom Fortleben der Seele nach dem Tode, die das gesamte alte Mittelmeer beherrscht haben muß<sup>2)</sup>, weist zwei Seiten auf. Er erscheint einmal als Sorge um das eigne, ewige Seelenheil, zum andern aber auch als abergläubische Furcht vor den Seelen der Abgeschiedenen, vor ihrer unsichtbaren, unheimlichen Macht<sup>3)</sup>. Ganz anders bei Homer. Hier sind die

<sup>1)</sup> „Der sterbende und auferstehende Gottheiland“, Tübingen 1920.

<sup>2)</sup> Dasselbe gilt noch heute für Afrika. „Die afrikanische Weltanschauung muß als eine einförmige, niedere angesehen werden. Alles Interesse konzentriert sich um das Seelenschicksal.“ (Frobenius, Die Weltanschauung der Naturvölker, 1898.) Man kann sich der Vermutung kaum entschlagen, daß zwischen den Gedankenkreisen der mittelländischen Rasse und denen der Neger irgendein Urzusammenhang bestanden habe.

<sup>3)</sup> Sehr bezeichnend ist das französische Wort *le revenant* (d. h. der Wiederkommende) für Gespenst. Frobenius hat jene Geisterfurcht „Manismus“ genannt; sie findet sich bei fast allen Naturvölkern. Doch hat Fr. (in seinen Beiträgen zum Gedenkwert „Deutschlands Gegner im Weltkriege“) auch Negerstämme beschrieben, die einen dem Demeterkult sehr ähnlichen Erd- und Seelenglauben ohne Gespensterfurcht besitzen sollen. Fr. nennt diese Neger „die Träger einer



Seelen der Verstorbenen, wenn einmal eingegangen in den Hades, machtlose, wesenlose „Schatten“, „kraftlose Häupter“, unfähig, auf diese Welt auch nur die kleinste Wirkung auszuüben. So finden wir denn bei Homer kaum eine Spur jener finsternen Gespensterfurcht, so daß Rohde seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, „daß in dieser Frühzeit griechischer Bildung eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, in dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, erreicht werden konnte“. Nach Rohde beweist „die Reife und Milde der Bildung, die Tiefe zugleich und Freiheit der Weltvorstellung, die Klarheit und Einfachheit der Gedankenwelt, die diese Gedichte widerspiegeln, daß vor Homer, um bis Homer zu gelangen, das Griechentum viel gedacht und gelernt, mehr noch überwunden und abgetan haben muß... So ist die homerische helle Welt befreit von Nachtgespenstern, von jenen unbegreiflich spukhaft wirkenden Seelengeistern, vor deren unheimlichem Treiben der Aberglaube aller Zeiten zittert“.

Man bemerkt: Rohde hat deutlicher als irgend einer den gewaltigen Unterschied zwischen der lichten, großartigen, heldisch-hochmännlichen Vorstellungswelt Homers und jener trüben, düsteren Gespensterfurcht gesehen. Die Ursache dieses Unterschiedes hat er jedoch noch nicht erkannt; denn nicht entwicklungsgeschichtliche oder sonstwelche Veränderungen und Verschiedenheiten<sup>1)</sup>, sondern rassennäßige Verschiedenheiten liegen hier vor.

tiefinnerlichen Religiosität“. Was Spengler (*Der Untergang des Abendlandes*) von „Seele“ und „Weltangst“ mit dem Tiefsinn einer männlichen Pythia zu orakeln weiß, verrät eine durchaus mediterrane Mentalität (um Fremdes mit Fremdwörtern zu benennen).

<sup>1)</sup> Auch mit dem Hilfsmittel der Kulturkreislehre (die namentlich Frobenius geschaffen hat) wird hier nicht viel gewonnen, um so weniger, je mehr man ein Nebelding von „Seele“ in den Vordergrund rückt. Wenn Spengler z. B. den Umstand, daß die Griechen „plötzlich“ vom Steinbau zum Holzbau zurückkehrten, auf ein „Sich-selbst-ergreifen der griechischen, geschichtslos, dauerlos lebenden Seele“ zurückführen will, so verfällt er einer geradezu verblüffenden Unwissenschaftlichkeit. Man fühlt sich in die Methoden der Scholastik, ja in negerhafte Begriffsbildung zurückversetzt. Von derselben alogischen Phantastik zeugt es, wenn Spengler schreibt: „... in homerischer Zeit so gut wie in vedischer erfolgt der plötzliche, nur seelisch zu begründende Schritt vom Begräbnis zur Verbrennung...“ (Siehe hierzu meinen Aufsatz „Günther und Spengler“ in der Zeitschrift „Die Sonne“, Nr. 16/17, 1925.)

Ganz ähnlichen Charakters wie das orphische Bußsystem waren die Reinigungsmysterien von Eleusis, die auf Kreta ihre letzte Ausbildung erfahren haben sollen und später teilweise mit dem Orphismos in Verbindung trafen. In ihrem Mittelpunkt stand die chthonische Demeter, die als Göttin verehrte Mutter Erde. Zu den Olympiern gehörte sie ursprünglich noch nicht, ja wohl nie ganz und eigentlich. Ihre Tochter Persephone (Proserpina), die stets mit ihr genannt wird, ist bezeichnenderweise die Gemahlin des Hades, der sie geraubt und in die Unterwelt entführt hat. Dieses Sagengefüge erklärt sich aus folgendem. Demeter ist die vornordische Göttin des Ackerbaues. Da nun die dunkle, fruchtbare Ackerfurche — die in sämtlichen weibbestimmten Vorstellungen dem Mutterschoß für gleich gehalten wird<sup>1)</sup> — den Samen, der später wieder auferstehen soll, gleich einem Grabe in sich aufnimmt, so tritt Demeter auch in unmittelbare Beziehung zur Unterwelt, zu jenen Vorstellungen von Grab und Tod, an die das phantasiereiche Denken der alten Mittelmeervölker wie mit magnetischer Kraft festgebannt war. In dieser Eigenschaft ist diese Göttin vor allem die schmerzreiche Mutter der zu den Unterirdischen entführten Persephone. Man halte hiezu den seine Gattin Euridike beklagenden und suchenden Orpheus, die ihren Geliebten Attis beklagende und suchende Kybele, die ihren Sohn betrauernde mater dolorosa der Christen, die ihren Gatten Osiris betrauernde und suchende Isis, und man erkennt (sofern man sich keine wissenschaftlichen Scheuclappen vorgebunden hat): das alles sind leicht verschiedene Spielarten desselben Grundgedankens, der das ganze östliche Mittelmeer (Kreta-Asien, Thrakien, Phrygien, Palästina, Ägypten) durchdrungen hat. (Vgl. S. 56 Anm. 2.)

Während des 6. und 5. vorchristlichen Jahrhunderts erst, also mit der einsetzenden Spätzeit der Griechen, scheint die Demeterreligion in Eleusis zur vollen Kraft gelangt zu sein. „Homer

---

<sup>1)</sup> Mit dem geregelten Ackerbau verknüpfte der Demeterglaube die Regelung und Heiligung des Geschlechtslebens durch die Ehe. Beides ist auszeichnend für diese Religion. Bemerkte sei, daß die der griechischen Demeter entsprechende römische Ceres vorwiegend von den Plebejern verehrt wurde, d. h. vom nicht-nordischen Volksteil der Römer. (In Ägypten wurde die Isis der Demeter gleichgesetzt. In Kleinasien entsprach ihr die Kybele.) — Der Ackerbau ist anfänglich wohl überall von Frauen betrieben worden.

gibt weder von der Art noch der Bedeutung des späteren Kultes der Demeter und Persephone eine Ahnung. Ihm ist Persephone einzig die ernste, unnahbare Königin im Totenreiche, Demeter durchaus nur eine Göttin des Ackersegens, gesondert vom Kreise der Olympier, aber auch von engerer Gemeinschaft mit der Tochter fehlt jede Andeutung.“ (Kohde.) Nunmehr, als das Nordblut im griechischen Volkskörper zu schwinden begann, vollzog sich mit diesem Rassenwandel auch „eine Wandlung auf dem Gebiete des religiösen Gefühls und des Gottesdienstes“.

Der Demeterkult, in mancher Hinsicht die ehrwürdigste Ausgestaltung der weibbestimmten Vorstellungen des nicht-nordischen Altertums, darf (neben dem Orphismus) als Vorläufer des Christentums betrachtet werden. Bei Pauly-Wissowa lesen wir über Eleusis: „Das Evangelium von der Erlösung des Menschen aus der Welt der Sünde und des Scheins ist hier zuerst in voller Klarheit verkündet worden.“ Die große Angelegenheit der beiden Religionen ist das Heil der für unsterblich gehaltenen Seele<sup>1)</sup>. Dort wie hier tönt uns ein dunkel-schweres memento mori entgegen, doch zugleich auch die Hoffnung auf ein Auferstehen jenseits des Grabes. Auch das Demeter-Mysterium versichert „wunderbare Dinge in der zukünftigen Welt zu tun“. (Der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit, unnordisch-maßlosen Wesens, enthält den Begriff des Apeiron, des Unbegrenzten, Unendlichen<sup>2)</sup>, Endlosen, der den nordischen Griechen so fremd und zuwiderlaufend wie wohl kein zweiter war.)

Chamberlain, in seinen berühmten „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, befindet sich im Irrtum, wenn er die Gedanken von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit der (unsterblichen) Menschenseele — die Grundgedanken aller Mysterienreligionen — für „indoeuropäisches (arisches) Stammgut“ hält. Vielmehr gehören sie dem Mittelmeer und Morgenlande an, von wo aus sie vielleicht sehr weit

<sup>1)</sup> Das Christentum steht insofern hinter dem Demeterkult zurück, als es von einer ausdrücklichen Predigt und Heiligung des Ackerbaus nichts weiß. Auch zur Festigung der Familie hat es nichts beigetragen. „Das Christentum bedeutet durchaus keine Stärkung der Idee der Familie. Im Gegenteil, sein eigentliches Wesen ist, daß es alle politischen und rechtlichen Bande zerreißt und jedes einzelne Individuum auf sich selbst stellt“ (Chamberlain, Grundl. des 19. J. 2. Kap.).

<sup>2)</sup> Das Unendliche ist auch das Grundwesen, die Konstitutionsformel sozusagen der Romantik.



nach Osten vorgeedrungen sind. Was Chamberlain noch fehlt, ist die grundlegende Unterscheidung zwischen den nordrassischen Volksober-schichten und den indogermanisierten, aber nicht-nordrassischen Volks-unterschichten, in Indien und Persien wie überall in Europa. (Da-gegen hat Chamberlain überzeugend dargetan, daß der jüdische Sün-denbegriff legaler Art ist, d. h. Gesetzesübertretung bedeutet<sup>1)</sup>, in-des die hier erörterte Auffassung von Sünde — Chamberlain meint: „unsere indoeuropäische Auffassung“ — moralisch-metaphysisch-my-stisch und zugleich mystisch ist.)

Der Glaube an ein seliges Jenseitsleben besonders Auserwählter ist nach Schuchhardt im ganzen alten Mittelmeer verbreitet gewesen und nur vorübergehend, auf etwa ein Jahrtausend, durch die Nord-rasse mehr oder minder zurückgedrängt worden. Eine „vorgriechische Jenseitsvorstellung“ war sehr wahrscheinlich das Elysion. Bereits bei Pindar (Anfang des 5. Jahrhunderts) begannen diese Vorstel-lungen wieder aufzuleben. v. Wilamowitz schreibt hierüber<sup>2)</sup>: „Die Weißen sind es, welche nach Pindaros die Seligkeit verleihen, die Weißen von Eleusis. Die mystikoi logoi und mystika drōmena<sup>3)</sup> von Eleusis geben dem Gläubigen die Überzeugung, daß der Geweihte im Jenseits den Göttern selige Reigen tanzt, während der Nichtgeweihte sich in Strömen Kotes wälzt oder in das durchlöchernte Faß schöpft. Voraussetzung ist die individuelle Unsterblichkeit der Seele.“ Schuch-hardt bemerkt hiezu: „In den Mysterien von Eleusis, dürfen wir also heute sagen, hatten sich Teile des alten Mittelmeerglaubens eingekap-selt, und aus ihnen kamen sie zu ihrer Zeit wieder zu Tage.“ Voll-kommen abseits von diesem Glauben liegt die nordisch-homerische Vor-stellung vom Schattenreich des Hades, der die germanische vom Reich der Hel entspricht. Es bleibt dabei entscheidend, daß für die Nordrasse

---

<sup>1)</sup> Dem entspricht es ganz allgemein, daß die jüdische Religion ihrem letzten Wesen nach keine Frömmigkeit in unserem Sinne ist. „Die Juden haben gar keine Konfession: der Monotheismus gehört zu ihrer Nationalität und Staats-verfassung“ (Schopenhauer, Parerga II, § 132).

<sup>2)</sup> Homerische Untersuchungen, 1884.

<sup>3)</sup> „Geheimnisvolle Worte“ und „geheimnisvolle Handlungen“. Diesen Weißen entsprechen die Sakramente vieler anderer süd- und morgenländischen Religionen. (Griech. *mysterion* = lat. *sacramentum*. „In der griechisch-katholischen Kirche heißt das, was wir heute Sakrament nennen, heute noch Mysterion.“ Siehe das wertvolle Schriftchen „Antike Mysterien“ von Burger, 1924.)



die Frage nach einem jenseitigen Leben (und damit die Sorge um das Seelenheil) nicht eine Frage erster, sondern letzter Ordnung ist; die gesund-sinnig-edelweltliche Geistesart dieser Menschengattung ist ganz und gar auf das Diesseits, auf die hohen und höchsten Güter des Irdischen gerichtet. „Nach Drüben ist die Aussicht uns verrannt.“ Die Jenseitsfrage, als eine unlösliche, müßige, wird nicht gestellt, sie beregt („interessiert“) nicht den strebenden, schaffenden Mann<sup>1</sup>).

Während die rein nordischen Griechen der homerischen Zeit den Brauch der Leichenverbrennung hatten, pflegten die nicht-nordischen Pelasger die Toten zu begraben. Auch diese Sitte — von der Beziehung der chthonischen Demeter zu Grab und Tod war schon die Rede — ist ausgesprochen chthonischen Charakters. Der Abgeschiedene mußte um des Heils seiner Seele willen der mütterlichen Erde, der er entsprossen war, zurückgegeben werden<sup>2</sup>). Diese Gepflogenheit des griechischen „Volkes“, d. h. der unnordischen Unterschicht, ist augenscheinlich nie gänzlich beseitigt worden, ja bald wieder allgemein geworden. „Wer einen Leib unbestattet liegen ließ<sup>3</sup>), entzog der Mutter Erde, was

<sup>1</sup>) Vgl. hierzu das wichtige Gespräch Eckermanns mit Goethe vom 25. II. 1824. Die philosophische Frage der Unsterblichkeit kann hier nicht erörtert werden. Nur soviel sei gesagt, daß von dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit die Segung einer unzerstörbaren Lebenskraft (einer noch unerklärten Kraftseinheit, die den pflanzlichen und tierischen Leib aufbaut und erhält und das an Hirn und Nerven gebundene Bewußtsein der Tiere und des Menschen entwickelt) reinlich zu trennen ist. Die persönliche Unsterblichkeit der Seele schließt Fortdauer des Bewußtseins und namentlich Erinnerung ein (im Gegensatz zur „Lethé“!), während die Lebenskraftseinheiten beim Tod den Leib und das Bewußtsein, worin sie wirksam waren, der Auflösung überlassen, um möglicherweise in neuen Leibern ein neues Wirken zu beginnen, ein neues Leben aufzubauen. Man unterscheide demzufolge zwischen dem theologischen (platonischen, dionysischen) und dem theologischen (aristotelischen, apollinischen) Seelenbegriff. Platons Beweise für die Unsterblichkeit der Seele sind unstichhaltig.

<sup>2</sup>) Wie zum Phallos als Gegenstück die Höhlung des Mutterschoßes, wie zum Samen (oder auch Pflug, siehe S. 41, Anm. 2) die Ackerfurche, so gehört zum Toten nach mittelländischer Ansicht der Hohlraum des Grabes. Zum negativen wie zum positiven Pol des Pelasgerglaubens gehört also etwas Höhlenartiges. Überhaupt ist die Höhlung in irgendwelcher Form — sei es als natürliche Höhle, Grotte, Erdspalte, Schlucht, Schlund oder als Grab, Gruft, Grube, Furche usw. — ein Grundbestandteil chthonischer Betrachtungsart.

<sup>3</sup>) Erinnert sei an die Wut des athenischen Volkes (d. h. der Unterschicht), als nach der Arginusenschlacht wegen des ausgebrochenen Sturmes die Schiffbrüchigen nicht hatten geborgen werden können.

ihr gebührte und weihte eine Seele, ein Leben, das die Mutter Erde wieder zu neuem Emporsteigen geboren haben würde, ewiger Vernichtung<sup>1)</sup>“. Für die mykenische Kultur sind Schacht- und Kuppelgräber vor allem andern kennzeichnend. Auch bei den sagenhaften Amazonen stand die Verehrung von Gräbern im Vordergrund des Kultes. In Kleinasien war auch das zu den sieben Weltwundern gezählte Maussoleion, das Grabdenkmal des karischen Satrapen Maussollos von Halikarnass. In Capua, auf altitalischem Boden, ward eine Fülle von Figuren, die weiblich-mütterliche Gottheiten darstellen, gerade in einer Nekropole vorgefunden<sup>2)</sup>. Den Gegensatz zu dieser abergläubischen, heiligen Scheu vor dem Tod und den Toten bildet die Todesnichtachtung der Nordrasse, als Krone ihres kriegerischen Sinnes, die sich indessen mit würdigem und liebevollem Totengedenken sehr wohl verträgt.

Über den doppelt gearteten Totenkult im späteren Griechenland, wo keine Leichenverbrennung mehr üblich war, heißt es bei Wids: „Manches in dem ursprünglichen Totenkultus wurde mit der Zeit durch die bürgerliche Gesetzgebung gemildert, namentlich der übertriebene Begräbnisluxus... Auch wurde unter dem Einflusse der vom homerischen Geist getragenen Kultur der alte Glaube an die Kraft der abgeschiedenen Seelen abgeschwächt. Das gilt besonders von Attika, während sich in anderen Landschaften, wie Böotien und Lakonien, der alte Seelenglaube und Totenkultus noch kräftig erhielten. Die attischen Grabchriften reden nicht von einem Fortleben im Jenseits: wenn sie sich nicht auf das Allernotwendigste beschränken, erzählen sie gern, wie schön, wie edel, wie tapfer, wie jung der Verstorbene war — und doch mußte er sterben! Der Wanderer wird gebeten, am Grabe eine Weile zu rasten und das traurige Los des Verstorbenen zu beklagen. Die attischen Grabreliefs aus dem 5. und 4. Jahrhundert atmen keine Grabesluft und zeigen keine Anthesteriengespenster<sup>3)</sup>, in ihnen offenbart sich der homerische Geist nicht weniger als in der Lei-

<sup>1)</sup> Aus Dieterich, Mutter Erde, 2. Aufl. 1913.

<sup>2)</sup> Gerade auf Grabgemälden wurden oft sinnliche Orgien dargestellt. Der eine Pol, der Tod, erweckt dem mittelländischen Bewußtsein zwingend die Vorstellung des andern (positiven) Poles.

<sup>3)</sup> Die Anthesterien waren ein Frühlingsfest (pelasgischer Herkunft), „eigentlich ein Toten- und Geisterfest“, eine Allerseelenfeier.

chenrede des Perikles. Platon bezeugt, daß zu seiner Zeit die meisten Leute glaubten, mit dem Leibe verfallt auch die Seele dem Tode; daß aber der alte Seelenglaube in Attika nicht ganz ausgestorben war, lehrt er, indem er erzählt, daß im Volksglauben die Seelen der Bösen um die Gräber umherirrten, und solche psychon skioeidē phantasmata (schattenähnliche Seelengespenster) sind auch öfters auf attischen lekkythoi (Totenvasen) abgebildet.“

Der nicht-norddrassische religiöse Glaube an Tod und Neugeburt des Menschen, besonders auch an die erlösende Kraft sterbender und wieder auferstehender Götter (Vegetationsgötter dithonischen Charakters), ein Glaube, dem hauptsächlich die Eindrücke vom Sterben der pflanzlichen Natur (bzw. vom Begrabenwerden des in die Erde gesenkten Samens) im Herbst und ihrer Wiederauferstehung im Frühjahr zugrunde liegen, war im Verein mit seltsamen Sakramenten, mit geheimnisvollen heiligen Bluttaufen<sup>1)</sup>, Salbungen und Mahlen im ganzen Ostmittelmeer und Morgenland verbreitet. Wir finden ihn in den Legenden und Mysterien von der griechischen Persephone (der Tochter der Demeter), vom kleinasiatischen Attis, dem Priester und Geliebten der Kybele, vom phönizischen Adonis, vom persischen Mithra, vom babylonischen Tammuz<sup>2)</sup>, von den ägyptischen Göttern Osiris und Horus. Auch von des Dionys Schicksalen und Leiden gingen solche Sagen; mit „wütender Lust und herzerreißender Klage“ feierten die Thyiaden (die schwärmenden Mänaden) des Gottes Tod und seine Wiederauferstehung. Eifriger noch wurden diese Vorstellungen in der religiösen Grübelei der orphischen Geheimlehren gepflegt, in deren Mitte Zagreus, der Winter-Dionys, der „Zerrissene“ stand.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß auch der christliche Auferstehungsglaube (samt der Abendmahlslehre) in diesen Kreis ge-

1) Diese besonders im späteren Kybelekult, wo der Mythe in einer Grube vom Blut des Opfertieres übergossen und dadurch einer Wiedergeburt teilhaftig wurde. (Vgl. den „neuen Adam“ im Christentum!) — In dem gleichfalls aus Vorderasien stammenden Mithrakult gab es Taufe und Kommunion.

2) Ein Zusammenhang zwischen Dionys und Tammuz ist sehr wahrscheinlich, schon der ähnlichen Namen wegen. Lorenz (Lehrbuch der Geschichte) spricht ohne weiteres von einer kleinasiatischen Herkunft des Dionys. Desgleichen schreibt Reich (Velh. u. Klaf. Monatshefte, Sept. 1924): „Im Babylonischen heißt Dionysos Tammuz. Auch Tammuz ist ursprünglich ein zauberischer, phallischer Dämon.“ Die Griechen pflegten übrigens den Dionys dem Osiris gleichzusetzen.



hört. In der bereits erwähnten Schrift „Der sterbende und auferstehende Gotttheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum“ hat Brückner Wichtigstes zu dieser Einsicht beigebracht. Aber schon in der Grande Enc. Francaise z. B. steht zu lesen (unter „Dionysos“): „Die Vorstellung von einem Gott, der stirbt und wieder aufersteht, eine Vorstellung, die im Christentum so großes Glück hatte, findet sich unter mehreren Formen in den dionysischen Legenden wieder.“ Nach Chamberlain hat der Ägyptologe Petrie nachgewiesen, daß das bekannte christliche Monogramm, das angeblich aus den griechischen Buchstaben chi und rho besteht, nichts anderes als das in Ägypten übliche Zeichen des Gottes Horus ist<sup>1)</sup>. Mag der Verlauf im einzelnen wie immer gewesen sein, es steht fest: Die geschichtliche Person des den Juden unbequemen und verhassten Propheten und Wundertäters Jesus (der sich „des Menschen Sohn“ nannte) ist bald nach ihrem Tod, vor allem durch Paulus, zum vergotteten Mittelpunkt einer Mysterienreligion gemacht worden, deren Verwandtschaft und unterirdischer Zusammenhang mit den älteren Mysterien und Heilsystemen des östlichen Mittelmeeres und des Morgenlandes unverkennbar ist.

Bei Wide und Nilsson (Griechische und römische Religion) wird vom Christentum gesagt: „Es teilte sich mit den anderen Mysterienreligionen in die neuen religiösen Werte<sup>2)</sup>, entbehrte aber deren ungereimter und oft anstößiger mythischen Ausdrücke. Es erkannte den Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen Geist und Materie an, es verhieß die Erlösung und das selige Jenseits in der anschaulichsten und für die Volksvorstellung immer lebendigen Form der Auferstehung des Fleisches. Christus war der Prototyp, sein Leiden, Tod und Auferstehung die Bürgschaft dafür. Daher war seine volle Göttlichkeit ein absolutes Erfordernis. Die christologischen Streitigkeiten sind aus dem Dilemma entstanden, entweder zwei Götter anzuerkennen oder die Göttlichkeit Christi zu schmälern. Ekstase und Mystizismus spiel-

1) Auf Naḡos, in dem dem Dionys heiligen Nyssa, wurde ein Quell gezeigt, dessen Wasser sich wunderbarerweise in Wein verwandelte. Man bemerkt die auffällige Ähnlichkeit mit der bekannten neuteamentlichen Legende. Derartige Gleichläufigkeiten, deren schon einige erwähnt wurden, ließen sich leicht vermehren.

2) Besser hieße es: die neu erstarkenden religiösen Werte des alten Mittelmeerglaubens (Anm. von R.).



ten besonders im Anfange eine große Rolle. Die Sakramente wurden immer mehr als solche, d. h. als mit magischer Kraft wirkend aufgefaßt.“ Dazu kommen beim Christentum dann freilich noch starke jüdische Einflüsse. „Von einem Aufgehen in die Religionsmischung wurde es durch seine vom Judentum ererbte Intransigenz gerettet<sup>1)</sup>“. Auch „die vom Judentum ererbte historische Auffassung der Heilsgeschichte im Gegensatz zur mythischen der übrigen Religionen“ — welche geschichtliche Ansicht in der Erinnerung an das tatsächliche Leben und Sterben Jesu ihre kräftigste Stütze fand — verhalf dem Christentum gegenüber den übrigen, älteren, sagenhaft-ungeschichtlichen Mystikerreligionen zum Siege.

(Angemerkt sei, daß das christliche Dogma von der Dreieinigkeit und auch die heilige Legende von Christi Geburt offenbar auf dem uralten Feuermythos beruht, der als „arisch“ bezeichnet worden, aber wohl älter als die Nordrasse ist. In Griechenland nur bruchstückweise vorhanden (Prometheus, Hermes, Cemele), hat er am besten sich in Indien erhalten, von wo er dann nach Vorderasien und ins Christentum gelangt sein muß. Nach diesem Mythos ist die Sonne (die in der deutschen Sprache ausnahmsweise weibliches Geschlecht hat) der Vater des Feuers, das diesem wesensgleich ist und vom Windhauch — dem wehenden Geist — angefaßt und erhalten wird. So entstand die Dreieit von Gottvater, Gottsohn und heiligem Geist. Die künstliche Hervorbringung des Feuers aber, diese kultürliche Urrerrungenschaft, geschah zuallererst vermittels zweier übers Kreuz gelegter Reibhölzer, die ein „Zimmermann“ angefertigt hatte. So hatte Agni, das Feuer, zum irdischen Vater einen Zimmermann und zur Mutter das weiche Reibholzstück, die Jungfrau Maya (Maria), in dem der erste Funke erzeugt wurde. Der indische Veda preist mit begeisterten Worten die Geburt dieses „zarten göttlichen Wesens“. Die Priester legen das kleine Kind auf das Stroh, das aufflammt. An seiner Seite steht die Kuh, die die nährenden Butter geliefert hat, und der Esel, der das nährenden Soma (eine alkoholische brennbare Flüssigkeit) getragen hat. Ein Priester gießt alsdann den heiligen Trank auf das Feuer, ein anderer „salbt“ es mit der heiligen Butter. Seitdem heißt Agni „der Gesalbte“, griechisch-neutestamentlich „Christos“<sup>2)</sup>).

<sup>1)</sup> Vgl. unten S. 63.

<sup>2)</sup> Vgl. hiezu Malvert, Wissenschaft und Religion, aus dem Französischen

Nachdem man diese Ursache auf den geschichtlichen Jesus übertragen hatte, führte die Einbeziehung des süd- und morgenländischen Volgesatzes Zeugung — Tod zu dem weiteren Glauben, daß Christus, der am Hölzerkreuz geboren war, auch am Kreuz gestorben sein mußte<sup>1)</sup>. Eben damit verband man dann, wie schon gesagt, die unnordischen Vorstellungen von der Sündhaftigkeit der Menschen und dem Opfertod eines wiederauferstandenen Erlösergotts. Ist die Legende von Christi Geburt vornehmlich mythisch, d. h. gegründet auf die Ursache von der Entstehung des Feuers, so ist der Opfertod-Gedanke vornehmlich mythisch, d. h. eine moralisch-metaphysische Glaubensidee, die ihrer Art nach Wunder und Geheimnisse einschließt.)

Es mag erlaubt sein, für den Zusammenhang jener weiblich bestimmten Vorstellungswelt mit dem Vegetationsgötterglauben eine Erklärung zu versuchen. Ein Hauptmerkmal des Weibes gegenüber dem Manne liegt ohne Zweifel darin, daß im Rhythmus des weiblichen Erlebens die betonten Laftteile auf dem Körperlichen und Sinnlichen, nicht, wie beim Mann, auf dem Geistigen liegen. Im Mittelpunkt des Frauenlebens, als Ziel der Ziele, steht ein durch und durch leiblicher Vorgang: einem Kinde das Leben zu geben. Ähnlicherweise sind Jugend und körperliche Schönheit und Reize samt Kleiderzier von ungleich größerer Bedeutung beim weiblichen Geschlecht als beim Mann; die Frauen selbst wissen das am besten. (Dementsprechend tritt umgekehrt das Geistige beim Weib zurück. Es steht dem Manne nach — immer im Durchschnitt betrachtet — sowohl an angespannter Aufmerksamkeit auf rein geistige Dinge wie auch an triebhafter oder planvoller geistiger Tätigkeit und an selbständiger Urteilskraft. Die großen Bahnbrecher der Wissenschaft, die kühn vordringenden, neulandentdeckenden Forscher sind allezeit Männer gewesen, und sogar in der Kunst reichen die weiblichen Spitzen nicht an die männlichen hinan. Dies liegt in der Natur der Dinge. Es wäre widersinnig, wenn ein Wesen, das zuerst und vor allen Dingen zur Fortpflanzung der Gattung da ist, mit Eigenschaften ausgestattet worden wäre, die sich mit solchem Hauptzweck nur schwer verträgen.) Aber der Jugend und Schönheit folgt als Widerpart das Altern.

übersetzt Frankfurt 1904. M. stützt sich auf die französischen Forscher Morillet, Burnouf und Hochart.

<sup>1)</sup> In Wirklichkeit war Jesus wohl zum Galgen verurteilt worden.

Während der (nordische)<sup>1)</sup> Mann oberer Stufe, der Dichter und Denker, mit seinen Werken fortwächst und weitersteigt, gleichgültig, ob der Körper altert, ereignet sich im Weibesleben der große Umschwung vom Blühen zum Welken und Vergehen<sup>2)</sup>, dessen Schärfe nur dann gemildert wird, wenn die Blüte Früchte getragen hat, Kinder, deren Pflege (wiederum eine vorwiegend körperliche Betätigung)<sup>3)</sup> den naturgegebenen Beruf der Frau ausmacht. Da also der leiblich-organische Gegensatz zwischen Blühen und Welken samt der Grundtatsache der Fortpflanzung das weibliche Leben entscheidend bestimmt, so erklärt es sich leicht, daß die großen vegetativ-animalischen Erscheinungen des Frühlings und des Herbstes, des sprossenden, bräunlichen, „hoch-zeitlichen“ Lebens und des Wellens und Sterbens, wie es die Tierwelt und vielleicht noch auffälliger das Pflanzenleben zeigen, auf eine weiblich bedingte Vorstellungswelt den tiefsten Eindruck machen mußten. Der Seelenglaube tat dann ein übriges und setzte, vermittels eines falschen Analogieschlusses vom Gattungsleben auf das Einzelleben, hinter das Sterben ein Auferstehen.

Bemerkenswert ist noch, daß ein belangvoller Bestandteil dieser chthonischen Vorstellungswelt meist auch der Mond war. Er galt als zweite (himmlische) Erde, als Beherrscher der Nacht und als Regler der monatlichen Reinigungen; er stand mithin in nächster Beziehung zu den drei chthonischen Grundwesenheiten Erde, Weib und Nacht. Dazu kommt weiter, daß das Zunehmen und Abnehmen des Mondes an das soeben erörterte Wachsen und Welken erinnerte und daß darüber hinaus der verschwundene (gestorbene) Neumond und sein Neuerstehen, verbunden mit dem Seelenglauben, als Sinnbild des Wiederauferstehens des Menschen nach dem Tode ange-

1) Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist bei der Nordrasse am größten. (Vgl. Günther, Rf. des d. V., Abs. 12.)

2) Die entscheidenden Jahre im Frauenleben sind daher durchschnittlich auch die zwischen 17 und 25, im Mannesleben häufig erst die zwischen 25 und 60. — Treten die geistigen Ziele im Frauenleben zurück, so ist es dafür weniger durch Laster entstellt (Trunksucht, Rauchsucht, Spielsucht usw.).

3) Der geistig-seelische Einfluß der Mutter auf das Kind kann freilich gar nicht hoch genug bewertet werden; aber es handelt sich hier um vorbereitende (erzieherische), nicht um geistige Endwerte schaffende Tätigkeit. — Der herbste Verlust, der eine Mutter treffen kann, ist der eines Kindes. Dies ist mitgehalten im Mythos von Demeter und Kore (Persephone).



sehen ward. Am deutlichsten vielleicht gewahrt man dies in Afrika, das so auffallende Ähnlichkeiten mit dem Altmittelmeer und Morgenland aufweist. Frobenius berichtet<sup>1)</sup>, daß die Mehrzahl der Schwarzen der Mondverehrung huldigt, wobei nächtliche Feste die Regel sind. (Ein alter Schriftsteller sagt: Ganz Afrika tanzt bei Nacht.) „Das wichtigste Motiv der Mondmythen ist das Todesmotiv“, an das sich dann der Wiederauferstehungsglaube schließt. „Morella beobachtete bereits in Kongo, daß die Idee des Fortlebens mit den Wandlungen des Mondes verknüpft wurde. Wenn Neumond eintrat, fielen die Leute auf die Kniee und sangen: „Möchte mein Leben so erneuert werden, wie du erneuert wirst.“

Kehren wir zu Dionysos zurück. Der Demeter verwandt als Gott der dunklen Erde (der Frauen und der Nacht) ist Dionys gleich ihr auch ein Dämon der Fruchtbarkeit. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied. Demeter nämlich ist die Göttin des geordneten Ackerbaues und der segenspendenden, heiligen Feldfruchtbarkeit; die goldne Ähre ist ihr Erkennungszeichen<sup>2)</sup>. Dionysos hingegen ist auch und ganz besonders der Gott der wildwachsenden, geil- und wildwuchernden Sumpfpflanzenwelt. Seine Tempel wurden, was sehr bezeichnend ist, häufig in Sümpfe gebaut<sup>3)</sup>. So ist er denn, in wichtigster Eigenschaft, ein Dämon der Wildnis, der ungebändigten, unbändig-unzähmbaren Freinatur. Deshalb gehören auch zu seinem Ge-

<sup>1)</sup> Die Weltanschauung der Naturvölker, 1898.

<sup>2)</sup> Eine ursprüngliche Verbindung des Dionys mit dem Getreidesegen wird allerdings dadurch angezeigt, daß das wiedergeborene Dionysoskind, der „Eiknites“, in einer Getreidewanne gewiegt wurde. Man darf auch daran denken, daß der ein Hauptstück der Dionysien ausmachende Schiffskarren, der *oarrus navalis* (wovon sich das Wort Karneval herleiten soll), wohl einen Pflug bedeutete, — das Schiff durchfurcht das Meer wie die Pflugschar die Erde — wobei die weitere Bemerkung wichtig ist, daß vielleicht, ähnlich wie Mutterchoß und Erde, auch Phallos und Pflugschar gleichgesetzt wurden. Ob nicht das Schiff auch deshalb zu einem Sinnbild des Erdglaubens ward, weil es ein höhlenartiges Gebilde ist und im Altertum meist schwarz angestrichen war? (Über die schwarze Farbe alsbald Näheres.)

<sup>3)</sup> Dies, sowie die Eigenschaft des Dionys als Gott der Feuchtigkeit und des aufsteigenden Saftes, zeigt seine engen Beziehungen zum Wasser an. Gleich Poseidon war auch er ein Quellengott. (Der babylonische Tammuz galt als Gott der Wassertiefe.)



folge jene Kreaturen, die der verdichtete Inbegriff zermalmend-raubtierischer Wildheit sind: Panther und Löwe<sup>1)</sup>.

Dazu kommt endlich noch, als Gipfel der Eigenschaften dieses „fremden Gottes“, daß Dionys der Dämon der wilden, stürmischen Natur des Sinnlich-Tierischen, der glühend-fiebernden wollüstigen Ekstase ist. Mehr noch als Panther und Löwe waren ihm Bock und Stier als die Symbole geschlechtlich-ungestümer Naturkraft heilig. Böckische Satyrn begleiten ihn, Stierbrüller verkünden ihn. Er selbst trägt Bockshörner und erscheint oft in Stiergestalt. Beachtenswert ist der Zusammenstand von Geschlechtstrieb und Grausamkeit: Panther und Stier sind Sinnbilder dieser zwei (insgeheim verknüpften) heftigsten Naturaffekte<sup>2)</sup>. (Der Geschlechtstrieb des Mannes ist ohnehin dem Zornmut und der Gewalttätigkeit verwandt<sup>3)</sup>; viele männliche Tiere werden während der Brunstzeit böseartig und angriffslustig. Vollends der Stier neigt von Natur zum Zähzorn.)

Sind Stier und Bock als Träger stärkster phallischer und damit zauberischer Naturkraft angesehen worden, so wurden sie eben deshalb geopfert und ihr Fleisch roh verschlungen. Dadurch nahm man diese irgendwie magische Kraft — die der Polynesier vielleicht *mana*, der Groteske *orenda*<sup>4)</sup> nennen würde — in sich auf, ward ihrer teilhaftig.

---

<sup>1)</sup> Der Löwe war namentlich auch das Tier der Kybele, dieses wilderen Seitenstücks der griechischen Demeter. Auch die mykenische Kultur hatte Löwenkult.

<sup>2)</sup> Über Grausamkeit, Sadismus und starke Geschlechtlichkeit der mittelländischen (westlichen) Rasse siehe Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, Abschn. 13. Auch an der vorderasiatischen Rasse findet Günther einen Hang zur Grausamkeit, „ja zu berechnender Grausamkeit“ (Abschn. 14). — Die nahe Beziehung zwischen Geschlechtstrieb und Grausamkeit (bzw. Zorn) weist auf den Zusammenhang zwischen Tierischem und Teuflischem. Die entseßlichste Grausamkeit, meist „religiös“ begründet, findet sich wohl bei den Negeren.

<sup>3)</sup> Das tritt besonders deutlich beim niederrassigen Mann hervor. Als Zarathustra-Nießche sagte: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ sprach sein slawisches Blut aus ihm. Über den Menschen „ostbaltischer“ Rasse, den Hauptbestandteil der Slawen, schreibt Günther (a. a. O. Abschn. 16): „Seine Auffassung des Geschlechtslebens neigt zur Roheit.“

<sup>4)</sup> Unter Menschen hat der Zauberer, der „Medizinmann“ (griech. *pharmakos*) ein besonders starkes *orenda*. Vgl. hierzu Paulys *Real-Enc.* unter „Kultus“. — Im dionysischen Tieropfer handelt es sich nicht um ein Gabenopfer, wie sie z. B. Apoll empfing, sondern um ein sog. sakramentales Opfer, in dem der Gott selbst

In Roschers Lexikon heißt es darüber (unter „Dionysos“): „Im bakchischen Orgiasmus erkannten wir Ausübung dämonistischen Naturzaubers; verlegen wir die Mythen, daß Dionysos selber Stier, Zicklein ist und als Zagreuskind selber den Opfertod erleidet, auf die Stufe des Naturdämonismus zurück, so sind Stier und Bock nicht bloß Sinnbilder der Naturtriebkraft, sondern deren leibhaftige Verkörperung, tiergestaltete Vegetationsdämonen. Durch den Genuß ihres Fleisches und Blutes, um dessen willen als des eigentlichen Lebens-saftes willen das Rohessen stattfand, eignen sich die Weiber Kraft und Segen der zeugenden Natur an und eignen diese Kraft zugleich der Erde, der empfangenden und gebärenden Natur, zu.“

Aus jener Stierverehrung ließe sich, beiläufig gesagt, der sonderbare Umstand erklären, daß des Dionys Wiederkunft alle zwei oder drei Jahre gefeiert wurde; denn die Geschlechterfolge beim Rind vollzieht sich in 2—3 Jahren. Auch der Demeter übrigens war das Rind heilig, ebenso das Pferd. Ursprünglich wurde sie wahrscheinlich sogar im Bilde einer Kuh oder Stute vorgestellt. Auch Stierbrüller gab es im Demeterkult.

Auf Kreta namentlich, einem Hauptsitz der alten Mittelmeerkultur, wurde der Stier verehrt. Bekannt ist jene Sage vom Minotaurus, dem stiergestaltigen, eine Höhlenburg (das Labyrinth) bewohnenden Ungeheuer, dem die Athener Jungfrauen und Jünglinge zum Fraße schicken mußten, bis endlich Theseus, ein hellenisch-nordrassischer Held, das Untier tötete. Dem Minotauruskult verwandt war der greuliche Dienst des stierköpfigen Moloch bei den Phöniziern. Auch dem Attis- und Mithrakult war der Stier wesentlich.

Was das Schaf betrifft, so war der Widder, „das Symbol der Fruchtbarkeit und Sinnenlust“, auch das Tier der Aphrodite, des pelasgischen Seitenstücks zur morgenländischen Astarte. Diese war auch — wenn wir Blaufuß folgen, dem, woran kaum mehr zu zweifeln ist, der große Wurf geglückt ist, die minoischen Inschriften zu entziffern<sup>1)</sup> — eine Hauptgotttheit Altkretas gewesen. In seinen

---

getötet und von den Gläubigen verzehrt wurde. Vgl. Nilsson, *Primitive Religion*, 1911.

<sup>1)</sup> Kephtharitische Inschriften, Nürnberg 1926. (Die Sprache ist nach B. semitisch.)

Grundlinien einer Geschichte von Kaphthor<sup>1)</sup> schreibt Blaufuß: „Die Götter, die uns entgegentreten, sind durchaus die der semitischen Welt. Am meisten genannt ist Astarte. Sie scheint von Anfang die Nationalgöttin der Kaphthoriter gewesen zu sein. Sie wird dargestellt unter dem Symbol des Sternes, der Taube, der Säule, des Stieres und wird mit letzterem Namen auch genannt.“

(Ein Sohn der Aphrodite war Eros. Er tritt zuerst bei Hesiod auf, während Homer ihn noch nicht kennt. „Einer der jüngeren Olympier“, war er andererseits „ein alter griechischer Naturgott, der hier und dort uralten Kult besaß. In diesem Sinne spielte Eros auch eine wichtige Rolle in den Kosmogonien, so in Hesiods Theogonie, besonders aber und wahrscheinlich schon vor Hesiod in den Lehren der Orphiker, in der Dichtung vom Welkei, dem Eros entspringt...“ (Pauly-Wissowa). Frühzeitig schon ward er vervielfältigt; diesen Erosen entsprachen in der hellenistischen Kunst die weiblichen Psyken (Amoretten)<sup>2)</sup>. Es ist klar, daß Eros der großen Zahl pelasgischer Dämonen zuzurechnen ist.)

Ausdrücklicher Bemerkung ist es wert, daß den chthonischen Gottheiten meist schwarze Tiere geopfert wurden, — die Farbe sollte der Art jener Dämonen angemessen sein<sup>3)</sup>. So wurden der Demeter und Persephone oder dem Schlangengeheuer Typhon schwarze Lämmer dargebracht. (Schwarz mußte auch der Apis sein, der heilige Stier der Ägypter.)

Der Demeter sowohl wie auch dem Dionys=Sabazios war die Schlange heilig; auch das Symbol des Dionys der Orphiker war die mystische Kiste mit der Schlange. Dieses unheimliche Tier spielt in der ganzen Religion des vornordischen Altertums eine „außerordentliche Rolle“<sup>4)</sup>. Es ist zunächst einmal als Sinnbild des Phallos anzusehen; denn so wie dieser eine (die Mänade) faszinierende Wirkung hat, so bannet der Blick und Anblick der Schlange<sup>5)</sup>. Der

<sup>1)</sup> Fränkischer Kurier, Nürnberg, vom 16. I. 27.

<sup>2)</sup> Den abgeschwächten und ästhetisch verbrämten Dionysismus kann man die anakreonitische Lebensansicht nennen. Ihr gehört Eros (Amor) an.

<sup>3)</sup> Ein Zeichen der Unterwelt war andererseits auch die zur Erhellung unterirdischer Räume dienende Fackel.

<sup>4)</sup> Vgl. hiezu Paulys RE. unter „Schlange“.

<sup>5)</sup> „In den Sabazios-Mysterien vollzogen die Frauen eine heilige Hochzeit mit dem Gott, indem sie eine wirkliche oder aus Gold gefertigte Schlange unter dem



andere, noch wichtigere Punkt ist das Merkmal des Erderzeugten. Diese Kriechtiere, die gleichsam an der Erde kleben, die aus Erdrissen, Erdspalten, Löchern, Höhlen so unversehens hervordringen und wieder darin verschwinden, sind d u r c h u n d d u r c h t h o n i s c h e W e s e n. Sie sind gewissermaßen lebendig gewordene Erde. Die Natter (wie auch der Drache, eine Riesenschlange) war „in erster Linie das Tier der geheimnisvollen Erdentiefe“. Die Erde galt sozusagen als Erzmutter der Schlangen und Würmer. „Es muß eine Zeit gegeben haben, in der man an vielen Punkten der griechischen Welt chthonische Götter und Dämonen in Gestalt von Schlangen verehrte.“ Nun, jene Zeit war eine rassenmäßig andere, es war die vornordische, pelasgische Zeit. Sehr nahe kommt dieser Einsicht der eben angeführte Gelehrte in dem folgenden Satz: „Alle diese Gestalten gehören einem vorhomerischen, vielleicht zum Teil vorgriechischen Glauben an, der dämonische Mächte in theriomorphischen (tierförmigen) Bildungen verehrte und die Geister der Erdentiefe in Schlangen verkörpert sah.“

Auch die Seelen der Abgeschiednen sah man häufig in Schlangen verleiht. „Bisweilen wurden auch die Seelen sichtbar, am liebsten, gleich den unterirdischen Göttern und den Heroen, in Schlangengestalt“ (Kohde). Der Grund hievon ist der, daß man des Glaubens lebte, die Verstorbenen müßten zurückkehren in den Schoß der Erde, die sie geboren hatte. Die Sitte des Begrabens war eben daher ein höchstes religiöses Gebot<sup>1)</sup>.

Wurde das Weib (als Mutter) der Allmutter Erde gleichgesetzt, so konnte es nicht ausbleiben, daß das Zeichen der Erde, die Schlange, auch hin und wieder zum Zeichen des Weibes wurde. Hieraus erklärt sich die Nebeneinanderstellung von Weib und Schlange im babylonischen Sündenfallmythos<sup>2)</sup>.

(Der Schlangenkult ist namentlich den Negern eigen; an der Guineaküste halten sie Pythons in Tempeln, um ihnen göttliche Vergewand durchzogen.“ (Vgl. auch Gruppe, Griech. Mythol. u. Rel.-Gesch. § 304; siehe auch unten S. 86.)

1) Nach Lippert (Die Religionen der europäischen Culturvölker, 1881) ist die Vorstellung der abgeschiedenen Seelen in Schlangengestalt „durch einen Schatz von Rudimenten aller Art belegt, daß man auf ihre weiteste Verbreitung schließen muß“. Wie Frobenius mitteilt (a. a. O.), „ist die Schlange nach ozeanischem Glauben eine Incorporation der Seele“.

2) Vgl. Delitzsch, Babel und Bibel (1902), Abb. 39.



ehrung zu erweisen. Ähnliche Ehren genoß die Aspis in Ägypten. Auch die Brahmanen hatten und haben Schlangendienst. Die Entdecker Amerikas fanden fast allenthalben den Schlangenkult verbreitet. Demnach scheint dieser Kult samt dem des Phallos eine gemeinschaftliche Eigenschaft der niederen Rassen zu sein, als ein unmittelbares Zubehör chthonischer Weltansicht.)

Sind somit Schlangen und Würmer mit höchster abergläubischer Scheu betrachtete Dämonen jener vornordischen Welt gewesen, so sind sie ebendarum von den nordischen Lichtgöttern und -helden am entschiedensten bekämpft worden. So tötet Apoll, der göttliche Bogenschütze selbst, den Drachen Python, den Sohn der Gaia (der Erde!), so besiegt Zeus die schlangenfüßigen Giganten, so bezwingt Herakles, Athenas Liebling, die Hydra, so erlegt Siegfried, der germanische Lichtheld, den Lindwurm, so der babylonische Marduk die Ur Schlange Tiamat, so der indische Indra das Schlangentier Vraja<sup>1</sup>). Als Siegeszeichen auf Athenas Schild befindet sich das grausige, versteinemde Medusenhaupt, der Kopf der fürchterlichsten der Gorgonen, der statt der Haare Schlangen hatte.

Daß die Verehrung chthonischer Götter und Dämonen nicht eigentlich „klassisch“-griechisch war, ist längst gesehen worden. Aber der wichtige, entscheidende Schritt hat bis jetzt noch gefehlt, als Grund der hier vorliegenden Tatsache den Unterschied der Rassen zu erkennen. Nicht um „alte“, „älteste“, „uralte“ Religionsvorstellungen der „Griechen“ oder gar der „Menschheit“ handelt es sich hier; wir müssen vielmehr zu der klaren Einsicht vordringen, daß der Kult chthonischer Dämonen zur Religion der nichtnordischen Pelasger gehörte, die von den nordischen Hellenen zwar unterworfen, doch nicht vernichtet worden waren<sup>2</sup>). Neben und vor den Entwicklungsgedanken, der

<sup>1</sup>) Diese Drachenkampfsagen, die in Europa-Asien bis nach China reichen, fehlen nach Schurz (Urgeschichte der Kultur, 1900) in Afrika, wo doch der Schlangenkultus weit verbreitet ist. Dies würde sich am einfachsten daraus erklären, daß die Nordrasse in alter Zeit nicht nach Afrika gelangt ist.

<sup>2</sup>) Vielmehr erstarkte, besonders nach dem brudermörderischen peloponnesischen Krieg, das Blut der Pelasger sichtlich wieder. Der edle Demosthenes, einer der letzten großen Hellenen, predigte einem gewandelten Volk und daher tauben Ohren. Das hellenistische Zeitalter war im wesentlichen wieder morgen- und mittelländischen Charakters, von den Geisteserschöpfungen der hellenischen Philosophie zehrend und sie durchsetzend mit orientalischem phantastischer Theosophie und Mystik. (Das Wieder-

das gesamte 19. Jahrhundert im Übermaß beherrscht hat, muß als oberster Leitgedanke in der Geschichtsforschung der des Rassenunterschiedes treten.

Es ist ungemein fesselnd zu verfolgen, wie jene vornordischen Vorstellungen in der Gedankenwelt der griechischen Volksuntergeschicht weiterlebten. „Im ganzen betrachtet, haben die homerischen, olympischen Mächte überall sich durchzusetzen vermocht; aber sehr häufig ist ihr Sieg kein vollständiger gewesen: sie haben die alten chthonischen Schlangendämonen nur zurückgedrängt, sich unterworfen und angegliedert, aber nicht vernichtet.“ Als Beispiel sei (gleichfalls nach Pauly-Wissowa) die folgende Schilderung des Erechtheus-Erichthonios angeführt, einer Nebengestalt des Poseidon: „Uralter lokaler Erdgeist und Stammesgott, in einer Höhle des Burgfelsens von Athen hausend. Später von Athena zurückgedrängt, aber nicht völlig verdrängt. Er haust unter ihrem Tempel im Boden in Schlangengestalt; er ist die Burgschlange der Akropolis, die allmonatlich mit einem Honigkuchen gefüttert wird.“ Wer dürfte leugnen, daß die Sinnbildlichkeit dieser Raumordnung überwältigend ist? Sie verkündet Vorgänge und Verhältnisse von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Ganz ähnlicher Weise galt auch der Pythondrache in Delphi als „begraben“ unter dem dortigen Apollontempel, wo sich ja auch ein Grab des Dionys befand. Ein überraschendes Seitenstück aber zu der Kultdoppelung Erechtheus-Athena war im Peleponnes. „Zu Amyklæe, unweit von Sparta, in dem heiligsten Tempel des lakonischen Landes, stand das altertümliche Erzbild des Apollo über einem Untersatz in Altarform, in dem, berichtete die Sage, Hyakinthos begraben lag. Durch eine eiserne Tür an der Seite des Altars sandte man alljährlich an den Hyakinthien dem „Begrabenen“ Totenopfer hinab . . . Man brachte dem Hyakinthos Opfer von der Art derer, die sonst den in der Unterwelt waltenden Gottheiten gewidmet wurden, und sandte die Opfer unmittelbar in die Tiefe hinab, in der man also den Hyakinthos selbst sich hausend dachte<sup>1)</sup>. Das große Fest der Hyakinthien

aufleben der Theosophie in unserer Zeit weist ebenfalls auf ein Schwinden nordrassischen und Vortreten nichtnordischen und weiblich bestimmten Geistes hin.)

<sup>1)</sup> Bei Negerstämmen geht diese rohe Vorstellung so weit, daß sie von der Erdoberfläche eine Röhre in den Mund des Toten leiten, um diesem Nahrung zuzuführen. Vgl. Nilsson, Primitive Religion. (Anm. v. K.)

zeigte in der Art, wie abwechselnd an ihm Hyakinthos (nach dem, als der Hauptperson, das Fest benannt war) und Apollo verehrt wurden, deutlich die nicht zu rechter Verschmelzung gediehene Vereinigung ganz verschiedener Kulte... Hyakinthos war ein alter, unter der Erde hausender Localgott der amykläischen Landschaft, sein Dienst in Amyklae älter als der des Apollo. Aber seine Gestalt ist verblaßt, der olympische Gott, der sich (vielleicht erst nach der dorischen Eroberung des achäischen Landes) neben und über dem alten Erdgeiste festgesetzt hat, überstrahlt ihn, ohne doch seine Verehrung ganz zu verdrängen..." So weit unser Gewährsmann Rohde. Im Licht der Rassenkunde erscheint hier sonnenklar: Der Rassenzweiheit im griechischen Volkskörper entsprach eine Kultzweiheit, der Rassenschichtung eine religiöse Schichtung. Den Dienst des Hyakinth pflog die pelasgische Unterschicht, die nordischen Eroberer hingegen verehrten den Apoll.

Der allgemeine Unterschied im Opferdienst zwischen den Erd- und Himmelsgöttern war in der Regel dieser: Den Olympiern wurde bei Tag geopfert, auf hohem Altar, mit aufwärts gerichtetem Kopf des Opfertieres. Den Erdgottheiten hingegen opferte man bei Nacht, auf niedrigem, oft hohlem (!) Opferherd, auf den der Kopf des Opfertieres niedergedrückt wurde, damit das Blut in die Erde oder Opfergrube rieselte, den Unterirdischen zur „Blutsättigung“. Wichtig ist auch, daß die Erdgötter meistens an ganz bestimmte Örtlichkeiten gebunden waren, sodaß jegliche Landschaft ihren besonderen Erdgeist zu haben pflegte. (Die Macht des „Toten“ war in der Nähe seines Grabes am größten.)

In Zeiten der Not und Gefahr, wenn sich die nordische Herrschicht auf die Hilfe der Ureinwohner angewiesen sah (mit welchen sie längst freilich zu einem Volk verwachsen war), erlangten deren chthonische Dämonen vermehrte Kraft, erneutes Ansehen. Sie tauchten aus ihren unterirdischen Verließen wieder auf, „und zwar gerade in ihrer alten Gestalt als Schlangen, z. B. Rhydreus<sup>1)</sup> in der Schlacht bei Salamis.“ Diese religionsgeschichtlichen Tatsachen sprechen fürwahr eine wichtige Sprache.

<sup>1)</sup> Rhydreus, ein schlangengestaltiger Erdgeist, galt als ureinheimischer („autochthoner“) erster König und Stammesheros von Salamis. Auch Kekrops, der älteste (d. h. vornordische) König von Attika war nach der Sage halb Mensch



Man ist bis heute an die Probleme der Geschichte, der griechischen insonderheit, mit ungenügenden Mitteln hingeraten. Die Erörterungen über diese Fragen glichen nur allzu oft — um ein antikes Gleichnis zu gebrauchen — den Bemühungen zweier Leute, von welchen der eine einen Bock melkt und der andere ein Sieb unterhält. Spenglers geschichtliche Romanschriftstellerei zählt zu den jüngsten und anspruchsvollsten Unternehmungen dieser sehr unfruchtbaren Art, die, hochgelehrt und eine wortreiche Fülle von Bücherwissenskraut ausbreitend, aber auch überweise, spitzfindig, klügelnd, künstelnd, den Wald nicht vor lauter Bäumen sehen, den Kern der Dinge nicht erfassen und daher die Fragen, statt sie zu entwirren, verwirren. Seien wir uns auf das vollkommenste klar darüber: Nur derjenige löst die Rätsel der Geschichte, nur der wird diese stumme Sphinx zum Reden zwingen, der sich ihr naht, den Zauberstab der Rassenkunde in den Händen. Dank dieser Wunschelrute — die von erlauchten Forschergeschlechtern mühsam geschaffen worden ist — wird sich der starre Felsen öffnen und dem Erkenntnisdurstigen Quellwasser spenden.

Der Begriff der Entwicklung kann, wie dargelegt, auf die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen pelasgischen Erdgöttern und nordrassischen Himmelsgöttern keine Anwendung finden; hier gilt allein die Grundtatsache des Rassenunterschiedes. Sehr wohl dagegen ist es angängig, für das Vorstellungsleben jeder einzelnen Rasse Entwicklungsstufen anzunehmen. So darf man mutmaßen, daß die Anbetung der Erde mit dem Schlangen- und Phalloskult die unterste Stufe des alten Mittelmeerglaubens bildete, woraus sich alsdann einerseits (unter dem Einfluß der vorderasiatischen Rasse?) der Kult des Dionys, andererseits die orphischen Mysterien und der verhältnismäßig edle Demeterdienst entwickelt haben<sup>1</sup>). Auch für die Nordrasse mag und muß man Entwicklungsstufen ansetzen; doch dürfte ihr der Phalloskult z. B. erst dann zugesprochen werden, wenn außer

halb Drache. Er war gögenös (erderzeugt) und als Stammesheros der Begründer des attischen Autoshonentums. „Das Überleben von Spuren einer ganz unhellenischen Barbarei in der griechisch-römischen Kultur“ (J. E. Myres bei Hoops) zeigt neben dem Phallosdienst am klarsten dieser Schlangenkult (Anm. von R.)

<sup>1</sup>) Darf man vermuten, daß auf die Ausbildung des Demeterkultes, die in Kreta erfolgt sein soll (wo eine dünne nordische Herrschicht war?), nordrassischer Einfluß mitbestimmend war? Dann könnte auch die demetrische Eneide nordisch bedingt sein.



jedem Zweifel steht, daß andere, weniger hoch stehende Rassen (wie in ganz Mittel- und Nordeuropa die alpine, die ostbaltische und selbst die „westische“ Rasse) ausgeschlossen sind<sup>1)</sup>.

(Unmerkend, aber ausdrücklich möchte ich erwähnen, daß innerhalb des deutschen Volksgebietes die Völkerverwanderung und die Besiegung der wohl fast rein nordblütigen Sachsen (durch den römischen Kaiser Charlemagne) eine Schwächung der nordischen Rasse zur Folge haben mußte, so daß andere Rassen und damit nicht-nordische Vorstellungen erstarkten. Zu diesen rohen, nicht-nordischen Vorstellungen rechne ich besonders die von der Walpurgisnacht, die nichts anderes ist als eine deutsche Dionysfeier, entkleidet jenes noch halbästhetischen Anstrichs, den sie in Griechenland behalten hatte. Die deutsche Mänade ist die Bloßbergheze. Nach Schroeder und anderen sind die Walburgen<sup>2)</sup>, wo die Walpurgisfeste stattfanden, ursprünglich Tanzplätze gewesen (Hexentanzplätze!) und bisweilen auch Wurm-  
hügel (Schlangenbehausungen!) genannt worden. Wir haben hier sonach alle Bestandstücke der „Religion“ der Niederrassigen beisammen: Nacht, schamlose, rasende Weiber, Tanzwut, Schlangen- und Phalloskult und über allem den „Ritter mit dem Pferdefuß“.

In der Romantik tritt dieses Spuk- und Hexenwesen überall deutlich hervor und beweist, daß der eine ihrer Hauptbestandteile unnordischer Herkunft ist. Erinnert sei an Goethes Faust (der „Sturm und Drang“ war ja ein Vorläufer der Romantik) mit der deutschen und klassischen Walpurgisnacht, an E. T. A. Hoffmann, an Webers Freischütz, auch an französische Romantiker wie Victor Hugo. Der Hexenaberglaube, dieser scheußliche Schandfleck des christlichen Mittelalters, dem namentlich blonde Frauen zum Opfer fielen, war

<sup>1)</sup> An der norwegischen Küste hat man z. B. neben der nordischen die „ostische“ Rasse festgestellt (siehe Günthers Rassenkunde Europas, Karte I—V). — Über die auffälligen westeuropäischen Einflüsse im steinzeitlichen Norden siehe Schuchhardts Alteuropa, 6. Buch.

<sup>2)</sup> Die gelegentlich vorkommenden Namen ‚Wandelburg‘ oder ‚Wendeburg‘ dürften nach meiner Meinung auf die Slawen (Wenden) hinweisen, die vorwiegend alpiner (ostischer) und ostbaltischer Rasse sind. Wichtig ist auch die allgemeine rassenkundliche Erfahrung, daß die alpine Rasse in ganz Mittel- und Westeuropa in den unfruchtbaren Wald- und Gebirgsgegenden vorherrscht, wie namentlich in den Westalpen, im Jura, im Schwarzwald oder, was unseren Fall angeht, im Harz. Dorthin nämlich war sie von der sich ausbreitenden kriegsgerischen Nordrasse zurückgedrängt worden.

unnordischen Wesens und ist erst durch den Humanismus der nordrassischen Renaissance nach und nach beseitigt worden.)

Eine chthonische Gottheit war auch Poseidon (der römische Neptun), den man als Gott des Meeres kennt. Ursprünglich jedoch war er der Gott der fließenden, dem Schoß der Mutter Erde entsprungnen Landgewässer. Er ist von Haus aus der Gott der Quellen, Flüsse, Ströme. Auch den Luftströmen, den Winden, gebietet er, wie denn auch Aiolos (Aolus), sein Sohn, der Herr der Winde ist. Daß dem Poseidon Pferde und Rinder heilig waren, rühret wohl davon her, daß deren Weiden gern an Flüssen liegen. Das Pferd war außerdem (pelasgischer Ansicht nach) ein Sinnbild der Unterwelt<sup>1)</sup>. Was aber den Poseidon am deutlichsten als chthonischen Gott erweist, ist einmal seine Eigenschaft als Erderschütterer (Erichthonios) und zum andern der Umstand, daß ihm mit Vorliebe schwarze Stiere geopfert wurden.

Zu seiner Umgebung gehörten die Tritonen, auf Muscheln bläsende, halb menschen- und halb fischgestaltige Geschöpfe<sup>2)</sup>, sowie die Nereiden, des Nereus Töchter. Er selbst hat eine der fünfzig Nereiden, die Amphitrite, zur Gemahlin<sup>3)</sup>. Nereus war nach der Sage der Sohn des Pontos (des Schwarzen Meeres) und der Gaia; er herrschte im Ägäischen Meer unter dem Szepter seines Schwiegersohnes. Der Dreizack, mit dem Poseidon aus Felsen Wasser schlagen kann, ist nichts anderes als ein dreifacher Zauberstab.

Gleich dem Erechtheus geriet Poseidon mit Athena um den Besitz von Attika in Streit. Im Giebel des Parthenon war dargestellt, wie der Gott einen Salzquell entsprudeln läßt, Athena aber den Ölbaum pflanzt und so den Sieg erringt. Die Sage hat auch hier Ereignisse der Vorgeschichte aufbewahrt.

Über das Wesen dieses Wassergottes schreibt Schuchhardt: „Die ganze Rolle Poseidons in der Odyssee ist die eines abziehenden Ge-

<sup>1)</sup> „Das Pferd ist ursprünglich die Erscheinungsform des Toten, so wie es auch die Schlange ist“ (Schuchhardt).

<sup>2)</sup> Diese altmittelmeerischen Figuren hat der Barockstil, eine Abbiegung und Entartung der nordrassischen Renaissance ins Unnordische, von neuem aufgenommen. (Romantik und Barock sind verwandt.)

<sup>3)</sup> Eine andere Nereide war Ihetis, die Mutter des Achilleus. Diese genealogische Verbindung zeigt die Vermischung der Achäer mit den Pelasgern (Myrmidonen) an.

witters. Dieses Verhältnis ist, wie mir scheint, von tiefgreifender Bedeutung... Poseidon reicht in seinem ganzen Charakter noch zurück in die halbtiergestaltige Dämonen- und Götterwelt des alten Mittelmeeres. Seine eigene alte Erscheinungsform ist die des Pferdes oder Stieres. Er schläft mit Scheufälern wie der Gorgo, der pferdeköpfigen Demeter, den Harpyien und hat zu Nachkommen die Kyklopen, die Laestrygonen, den Antaios, Prokrustes, Skiron und andere Unholde. Gegen diese ganze Sippschaft tritt hauptsächlich Athena in den Kampf. Sie selbst oder ihre Sendlinge Herakles und Theseus<sup>1)</sup> überwinden sie und rotten sie aus. Den Kopf der Gorgo trägt Athena als ihr vornehmstes Hoheitszeichen auf der Aegis.“ Der Leser weiß, was er — der Rassenlehre kundig — zwischen den Zeilen zu lesen hat. Er erkennt, daß Poseidons Platz neben Dionys und neben Demeter ist, als deren Gemahl man ihn auch nannte. Vielleicht ist er die oberste männliche Gottheit des alten Mittelmeer-Glaubens gewesen.

Der eben genannte, uns allen bekannte Riese Antaios (Antäus), verdient noch einen Augenblick unsere Beachtung. Er war ein Sohn Poseidons und der Gaia (Erde), also ein durchaus chthonisches Wesen. Eben hieher rührt die bezeichnende Sage, daß er durch die Berührung mit seiner Mutter Erde immer neue Kräfte gewann. Er wurde niedergedrungen von Herakles: dies besagt wiederum — aus der Sage in die Geschichte übersetzt — die Unterwerfung und Übersichtung der Pelasger durch die nordischen Hellenen.

Töchter der Gaia waren auch die schlangenhaarigen Erinyen, unterirdische, gespenstische Rachedämoninnen. Sie bestraften am furchtbarsten den Muttermord, der mittelländisch-mutterrechtlichen Lebensansicht gemäß. Die Dreftessage zeigt den Gegensatz zwischen dieser Ansicht und der Auffassung der Hellenen, denen der Mord des Vaters und Familienhauptes nicht minder schlimm, vielleicht schlimmer erschien. In diesem Widerstreit nahm übrigens Athena eine Vermittlerstellung ein. Apollon hatte dem Dreft geboten, seinen ermordeten Vater Agamemnon an seiner ehebrecherischen Mutter zu rächen.

<sup>1)</sup> Ein Schützling der Athena war auch Odysseus. Er hat bekanntlich, wie in der Odyssee erzählt wird, den Polyphem, einen Sohn des Poseidon, geblendet und sich dadurch den Zorn des Meeresgottes zugezogen. Der Kyklop Polyphem war ein Höhlenbewohner und erweist sich schon damit als chthonisches Wesen. (Anm. von R.)



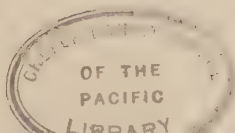
Dreß gehorchte dem Gebot, ward angeklagt, jedoch vom Areopag freigesprochen. Als die Erinyen nach diesem Freispruch aufs äußerste erbittert waren, wurden sie von Athena besänftigt, in Athen angesiedelt und seitdem auch Eumeniden (d. h. Wohlgesinnte) geheissen. In dieser Sage drückt sich ein Ausgleich zwischen hellenischer und pelasgischer Sitte und Rechtsauffassung aus. Erwähnenswert ist noch, daß sich im Eumenidenheiligtum auch ein Standbild der Gaia befand neben denen des Hades und des Hermes.

Unser besonderes Augenmerk verdienen nun noch Hera und namentlich Hermes. Auch *H e r a*, obwohl Gemahlin des Himmelsheerführers, ist uranfänglich nach allem Anschein eine mütterliche Erdgöttin gewesen. Einerseits nämlich war sie Betreuerin der Ehe und des Frauenlebens<sup>1)</sup>, andererseits hatte sie (nicht weiter aufgeklärte) Beziehungen zum Wasser; durch beides tritt sie in die Nähe von Demeter und Poseidon. Wie jener Göttin war auch ihr die Kuh heilig, ja sie ward ursprünglich wohl in Kuhgestalt gedacht, weshalb sie bei Homer noch (der die pelasgischen Kraftheiten überall mildert) die Rindäugige heißt. Den Thebanern hat sie die Sphinx gesandt, ein halbtierisches Ungeheuer<sup>2)</sup>. Mehr noch: sie hat die Hydra von Lerna, sie hat den Löwen von Nemea genährt und aufgezogen; aus Grimm darüber, daß Zeus ohne sie die Athena hervorgebracht, hat Hera ohne Zeus das Schlangengeheuer Typhon geboren. Athenas Schützling Herakles war ihr verhaßt; zur Tötung des Neugeborenen schon sandte sie Schlangen aus und später schlug sei ihn mit Wahnsinn, demselben Unheil, das Dionys über seine Widersacher schickt.

Daß Hera des Zeus Gemahlin war, beweist, welche beträchtlichen Zugeständnisse die nordischen Hellenen dem Glauben der Pelasger hatten einräumen müssen; aber der übliche Ehezwist zwischen dem Paar zeigt weiter an, wie schwer die beiden so verschiedenartigen Gottheiten vereinbar waren.

1) Als Göttin der Entbindung und Menstruation hatte die Hera gleich der Juno auch Beziehungen zum Mond. Auch von Artemis ist ähnliches zu sagen; sie hat in dieser Eigenschaft wohl starken pelasgischen Einfluß erfahren.

2) Der mit der Sphinxsage verknüpfte Sturz in die Tiefe ist sehr bezeichnend: er ist eine offenkundig chthonische Erscheinung, weil bewirkt durch die Anziehungskraft der Erde.





Was Herakles<sup>1)</sup> betrifft, so sei hier eingeschaltet, daß seine sagenhaften zwölf Arbeiten sich samt und sonders als Unternehmungen verstehen lassen, gerichtet gegen Wesen und Dinge, die im chthonisch bestimmten Altmittelmeer irgendwie furchterweckend oder heilig waren. Ganz klar ist diese sozusagen antipelasgische Bedeutung des echt nordisch-hellenischen Helden — aus der die hohe Verehrung sich erklärt, die er im nachmaligen nordisch-bedingten Hellas überall genoß — hinsichtlich der lernäischen Schlange, des nemeischen Löwen und des kretischen Stiers. Doch auch die Gegenstände der übrigen Taten lassen sich mehr oder weniger leicht so deuten. Die menschenfressenden Stuten des Diomedes, die Rinder des Geryones, eines dreileibigen Ungetüms, die Ställe des Augias<sup>2)</sup> weisen auf die Verdämonung oder Dämonenverbindung des Pferdes und des Rindes, die wir bei der Betrachtung von Hera, Poseidon und Demeter kennen gelernt haben. Auch der erymanthische Eber gehört in die Reihe der irdlichen Kulte: besonders dem Dionys und der Demeter wurden Schweine geopfert; den römischen Erdmüttern Tellus und Ceres pfl egte man tr ächtige R ühe oder Schweine darzubringen. Dem gleichen Kreis gehört die Hindin an; sie war vor allem das Tier der Artemis, die vielfach ganz und gar mit Erdgöttinnen, wie der Persephone, verschmolzen war. (Die Mänaden verummten sich in Rehfelle; in den eleusinischen Mysterien wurde der Einzutreibende in ein Hirschkalbfell gekleidet.) Die menschenfressenden stymphalischen Vögel sind ebenfalls den tiergestaltigen Dämonen des alten Mittelmeeres zuzuzählen. Man dachte sich die Seelen der Verstorbenen (dies namentlich in Ägypten) oft als Vögel. Ein fraglos chthonisches Tier ist der Höllenhund Kerberos. Überhaupt galt der Hund, der bei den Pelasgern, wie heute noch im Orient, halbwild war und von Aas und Leichen lebte, als Begleiter der Toten und der Mächte

<sup>1)</sup> Über H. vgl. Gruppe's ausführlichen Artikel in Paulys RE., Suppl. III.

<sup>2)</sup> Die Herden hatte Augias von seinem Vater Helios zum Geschenk bekommen. Dieser Sonnengott war, seltsam zu sagen, ein pelasgischer Himmels-gott, nämlich das meist sehr im Hintergrund bleibende männliche Zuhör zur Allmutter Erde (die sich später zu Demeter, Hera und anderen Erdgöttinnen verdichtete und verbesonderte). Helios wurde wahrscheinlich auch als Stier gedacht und so der Erde als einer Kuh gegenübergestellt. In Korinth, wo Helios auch als Gewittergott erschien, konnte Zeus nicht neben ihm aufkommen. Da und dort indessen wurde er mit Zeus verschmolzen (Zeus-Stier in der Europa-Sage).

der Unterwelt<sup>1)</sup>. Der Gürtel der Amazonenkönigin betrifft das sagenhafte Weibervolk, das neben Arres eine chthonisch-mütterliche Artemis verehrte und dem eifrigsten Gräberkultus frönte. Es bleiben noch die Äpfel der Hesperiden. Einen sehr deutlichen Wink gibt schon der Riesendrache, der nach der Sage die Äpfel bewachte. Wir wissen ferner: „Die Äpfel und besonders der Granatapfel spielten im Kultus der Unterirdischen eine große Rolle“.<sup>2)</sup> Es handelt sich zunächst ganz allgemein um den chthonischen Baumkult, den es auch im Dionysosdienst gab. (Nach Wide war ein in Bäumen wohnender, „baumhafter“ Dionys sogar von alters her in Griechenland verbreitet.) Dazu kommt dann als ausschlaggebender Punkt die Ähnlichkeit zwischen Äpfel und weiblicher Brust, die nicht nur wegen der Form der beiden Vergleichsstücke, sondern auch ihres Inhalts wegen — beide sind labenden Saftes voll — nabelag. Der Äpfel war übrigens auch ganz besonders der Aphrodite heilig<sup>3)</sup>. Das Allgemeine endlich bei Baum wie Äpfel und Euter ist das Safterfüllte, Saftstrohende, also ein dionysisches Hauptmerkmal.

Nach seinem Tode ward Herakles zum Halbgott erhöht. Vom saitenspielenden Apoll begleitet, führt ihn Athena im Viergespann zum Olymp empor. Diese so schöne Sage zeigt vielleicht deutlicher als alles andere an, wohin Herakles gehört<sup>4)</sup>.

Daß Her mes von Hause aus ein Erdgott war, geht schon aus seinem Beinamen chthonios hervor. Er war an erster Stelle, hierin dem Dionys von Grund aus ähnlich, ein Gott des Wachstums und der Fruchtbarkeit<sup>5)</sup>. Um seinen Stab winden sich Schlangen, die

1) Die nordischen Griechen betrachteten den halbwildten Hund wegen seines öffentlich-obszönen Gebarens als Sinnbild der Unzucht. Auf Delos, der Geburtsstätte Apolls, wurde kein Hund geduldet.

2) Aus Wide, Laconische Kulte, 1874. — Der Granatapfel galt als Speise der Unterirdischen.

3) Äpfel, Weib und Schlange vereint zeigt der babylonische Sündenfallmythos. Dazu die echt unnordische Auffassung des Geschlechtlichen als etwas Sündhaften!

4) Dennoch muß Herakles da und dort pelasgischen Erddämonen („Herosen“) angeglichen worden sein. Dies lassen seine „Himmelfahrt“ und sein gewaltsamer Tod (durch das vergiftete Gewand der Deianira) mutmaßen, die dem Sterben und Wiederauferstehen jener Götter ähneln. Auch die Silbe Her, die ebenso in Hera und Hermes vorkommt, dürfte unnordisch (nicht-indogermanisch) sein; doch bleibe diese Frage den Sprachkennern überlassen.

5) Ich folge in der Hauptsache dem Artikel ‚Hermes‘ in Paulys RE.

Zeichen der Erde und der Unterwelt. (Der Stab selbst ist nichts anderes als der Zauberstab der Wilden, bei Homer abgemildert zu einem Boten- und Wanderstab.) Hermes geleitet die Seelen der Verstorbenen in den Hades; er ist der Totenführer. Wie Dionys waren ihm Höhlen heilig, er soll sogar in einer Höhle geboren sein, ein Merkmal, das er mit dem persischen Mithra teilt. Als Windgott — weswegen oft geflügelt vorgestellt — steht er neben dem Wind- und Wassergott Poseidon; doch auch zum fließenden Wasser hat er wie Hera und Poseidon Beziehungen<sup>1)</sup>. Mit dem geheimnisvollen, angeblich aus Phönizien herstammenden Kabirenkult der Insel Samothrake war Hermes eng verbunden; einer von ihnen ward ihm sogar gleichgesetzt, ein anderer dem Dionys<sup>2)</sup>.

Der Phallos, das zauberische Zeichen des animalischen und vegetativen Wachstums, ist auch sein Symbol gewesen. „Ihm waren ursprünglich und vor allem die Hermen, deren wichtigstes Kennzeichen das männliche Glied war, geweiht, er wurde endlich geradezu als Phales verehrt. Zuerst gilt diese Seite seines Wesens der Fruchtbarkeit der Menschen... Darauf gehen auch seine eigenen vielen Liebschaften zurück.“ Er wird in Liebesangelegenheiten angerufen, schlüpfrige Witze sind an dem „Gott“ nichts Ungewohntes. Als Herr der Liebe kommt er auch in den Zauberpapyri vor. Er führt die Liebespaare zusammen, göttliche sowohl wie menschliche; er hat z. B. den Herakles der Omphale verkauft. „Es wäre gar nicht auffallend, wenn er in einem römischen Drama als Leno (d. h. als Kuppler) aufträte.“

„Dann wirkt Hermes als Fruchtbarkeitsgott vornehmlich unter den den Menschen nützlichen Tieren, als Gott der Zeugungskraft

---

<sup>1)</sup> Vielleicht drückt sich darin die (von der modernen Physik und Physiologie noch nicht erforschte) Tatsache des „tierischen Magnetismus“ aus, der namentlich, wie die sog. Rutengänger zeigen, auf fließendes Wasser (und zwar auch auf unterirdisch fließendes!) reagiert.

<sup>2)</sup> Was den Zusammenhang mit Phönizien anbelangt, so ist es wahrscheinlich, daß hier gemeinsame Urkulte des Ostmittellmeeres vorliegen. In Eberts Reallexikon der Vorgeschichte heißt es unter ‚Agäischer Einfluß auf Palästina-Syrien‘: „Daß in der Steinzeit ein enger Kulturzusammenhang zwischen Palästina-Syrien und dem Mittelmeergebiet bestanden hat, darüber kann heute kein Zweifel mehr sein, wenn wir auch heute noch nicht imstande sind, diese Verbindungen im einzelnen klarzulegen.“



männlicher Haustiere. Der Widder und der Bock sind ihm heilig.“ In den Mysterien der Kybele spielte der Hermeswidder „eine obszöne Rolle“. Auch mit der Aphrodite war Hermes oft verbunden; der geile Bock war beiden „heilig“. Gleich seinem Sohn, dem bocksfüßigen Pan, ist er sonach ein Gott der Herden und ihrer kräftigen Vermehrung<sup>1)</sup>. Schließlich befördert er jegliches Wachstum der Natur; so schenkt er beispielshalber „viele Neben“. (Die Nächstverwandtschaft mit Dionys ist auch hier auffällig.)

„Wegen der schützenden Kraft des Phallos hat man die phallischen Bilder des Hermes, die Hermen, zum Schutze alles privaten und öffentlichen Besitzes und auch zur Sicherung der Wege und des öffentlichen Verkehrs seit den ältesten Zeiten in Griechenland angewandt. Diese Seite des Hermes ist auf seine ursprüngliche Bedeutung als Totengott und Schützer gegen alle Gespenster, die an diesen kritischen Stellen lauern, zurückzuführen.“ Hermes galt demzufolge den Pelasgern einerseits als phallischer Gott des Wachstums und Gedeihens und mithin als Glückbringer, andererseits als Herr der Toten, der besonders die Macht hat, die bösen Geister, die am meisten die Kreuzwege unsicher machen, abzuhalten. Wie bei den wildesten Völkern, wie in Altbabylonien, wie bei Dionys gewahrt man auch bei Hermes hier Phalloskult, dort Gespensterfurcht.

Die Hermen standen auch als Grenzmarken und Wegweiser in der Stadt und auf dem Land. Hiezu ist später die Sage erfunden worden, er sei der erste gewesen, der Wege angelegt habe. „Ganz natürlich stand er dann auch im Mittelpunkt des öffentlichen Verkehrs, auf dem Markte. Seine Bedeutung als Gott des Marktes hat sich dann immer mehr nach der Seite des Handelsverkehrs geneigt.“ Als Gott der Herden und des Handels könnte man Hermes wohl auch den Gott des Viehhandels heißen. Nach Rom kam er fast ausschließlich als Handelsgott und erhielt deshalb den Namen Mercurius (mercari, kaufen, mereri, verdienen). „Die Fürsorge für den Ge-

<sup>1)</sup> Als solcher tritt der pelasgische Gott mit dem nordischen Herdenbeschützer Apoll in Wettbewerf. Im Kultus der Palaistra (Ringerschule) waren beide vereinigt. (Der nordtrassische Förderer der heranwachsenden Jugend war Apoll; darüber später.) Mit Herakles zusammen erscheint Hermes gleichfalls als Gott der Leibesübungen und Wettkämpfe. Vielleicht ist diese Eigenschaft erst von den nordischen Hellenen in Hermes hineingetragen worden, doch fußt sie darauf, daß er ein Gott des Wachstums und kräftigen Gedeihens war.



treideimport aus dem griechischen Süden fand... ihren sakralen Ausdruck in der Weihung eines Tempels des Gottes Mercurius, mit der zugleich eine Art Getreidebörse und die Stiftung einer Kaufmannsgilde verbunden war<sup>1)</sup>." Ein glücklicher Fund, ein fetter Gewinn sind Gaben des Hermes. „Der gefüllte Geldbeutel wird sein Symbol.“ Auf unbedingte Ehrlichkeit kommt es dabei nicht eben an. In Pergamon pflegten die Kaufleute, die unerlaubte Wechselgeschäfte gemacht hatten, sich von der eidlichen Versicherung durch eine Abschlagszahlung loszukaufen, die man das „Geld für Hermes“ nannte.

Als „Gott“ der List, sogar der Diebe, stiehlt er Apollon Rinderherden, wird entdeckt, aber verteidigt sich geschickt vor Zeus. Verleiht und fördert er doch auch die Redegabe. Die Diebskunst hat er auch seinen Sohn Autolykos gelehrt, der dadurch eine ebenso wohlgefüllte Höhle wie sein Vater aufzuweisen hat. Auch mit der Wahrheit nimmt es Hermes nicht genau; zu seiner Geschwätzigkeit<sup>2)</sup> gesellt sich die Lügenhaftigkeit<sup>3)</sup>. Er ist der Gott des Meineids! Seine Gabe an die Pandora bestand in Lügen und Schmeichelei. Nach Strabo verdanken die Araber ihr lügenhaftes Wesen ihrem Vater Hermes.

Betrachtet man des Hermes Charaktereigenschaften im Licht der Rassenseelenkunde, so findet man durchweg das Wesen des Süd- und Morgenländers. Die Redegewandtheit und Zungenfertigkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Mittelmeerrasse<sup>4)</sup>. Die verwandte schauspielerische Fähigkeit eignet der mittelländischen Rasse sowohl wie der vorderasiatischen<sup>5)</sup>. Beiden Rassen gemeinsam ist ferner der (mehr weibliche als männliche) Hang zur List, die Lust am

1) Siehe Wissowa, Religion und Kultus der Römer. — Bei den Griechen trieb kein freier (d. h. nordrassischer) Mann Handel.

2) Man halte dagegen das wortkarge, „lakonische“ Wesen der nordischen Spartaner. (Im heutigen Deutschland sind die wortkargsten Menschen die Westfalen, weil noch am meisten nordisch.)

3) Dagegen haßt Achilleus eine Lüge „wie die Pforten der Hölle“. Goethes Iphigenie, aus nordischem Geist erschaut, vermag nicht zu lügen.

4) Auf religiösem Feld gehört zur Beredsamkeit die Predigt, zum nordischen Wesen ehrfürchtiges Schweigen. Über das vorderasiatische Verkündertum, das das werbende Wort als Mittel gebraucht, siehe Günthers Rasse und Stil.

5) Vgl. auch hiezü Günthers Rasse und Stil. Die Juden, die hauptsächlich der vorderasiatischen Rasse angehören, sind geborene Maskenträger. Über die rassische Zusammensetzung des jüdischen Volkes siehe Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes, Anhang.

Witz und die ungezügelte Geschlechtlichkeit. Dazu kommt endlich bezüglich Hermes' die ausschließlich vorderasiatische Eigenschaft einer außergewöhnlichen Handelsbegabung und kaufmännischen Geschicklichkeit. Im Reallexicon der Vorgeschichte heißt es über den homo tauricus, d. h. die vorderasiatische Rasse: „Sie zeichnet sich besonders durch eine ausgesprochene geschäftliche Begabung und ein in geschäftlichen Dingen sehr weites Gewissen aus<sup>1)</sup>. Damit verbunden ist große Klugheit und die Fähigkeit, sich in die Seele anderer Menschen hineinzufühlen und sich die Schwächen des andern geschickt zu nütze zu machen. Der Geist der Rasse ist in ausgesprochener Weise auf das Nützliche und Angenehme, aber durchaus nicht auf das Ideale gerichtet.“

Sehr wichtig ist dieses: Hermes war bei Homer Hauskoch<sup>2)</sup>, Mundschmeck, Bote, überhaupt Diener der Olympier. „Als gewöhnlicher Diener des Zeus und der Götter ist Hermes das ganze Altertum durch viel gefeiert worden... Er ist vielleicht eben in dieser Eigenschaft den Herzen seiner Verehrer näher als die anderen Olympier getreten: ‚Er hat allerlei menschliche Tätigkeit, auch die geringste, anziehend und angesehen gemacht.‘ Die niedrigsten Klassen der Griechen haben in ihm ihr göttliches Vorbild zum Guten und zum Schlechten gefunden, und die Dichter haben ihn mit einer Laune und einer intimen Vertraulichkeit behandelt wie keinen andern der Olympier<sup>3)</sup>.“ Wir sehen hier: Wie die Pelasger von den Hellenen unterworfen und dienstbar gemacht worden waren<sup>4)</sup>, so erscheint auch Hermes, dieser handgreiflich pelasgische Dämon, als dienstbarer Geist im olympischen Götterkreis. Die Gleichläufigkeit springt in die Augen.

1) Den Mangel an Gewissen hat man auch an der Mittellandrassie bemerkt. So läßt z. B. Thomas Mann den „Tonio Kröger“ sagen: „Diese Romanen haben kein Gewissen in den Augen.“

2) Als Koch kommt Hermes vom Herde schwartz hervor. Das ist die Farbe des Chthonischen, doch nach homerischer Weise ins Harmlose umgedeutet.

3) Ähnlich ist Dionys, den man sich gerne weintrinken dachte, nicht selten ein Gegenstand des Spotts gewesen. Von Aristophanes wird er z. B. (nach Schopenhauer) als „der erbärmlichste Beck und Hasenfuß“ hingestellt. Dagegen hat sich an Apollons ehrfurchtgebietende Gestalt kein Spötter gewagt.

4) Es sei betont, daß die griechischen Sklaven gut behandelt wurden. Die Sklaverei der Griechen war ein geringeres Übel als die häßliche Knabenliebe, beide zusammen waren weniger schlimm als die unmenschliche Scheußlichkeit des christlich-mittelalterlichen Scheiterhaufens.

Auch dem Glauben an Hermes waren mysterienhafte Vorstellungen über die Vereinigung des Menschen mit der Gottheit eigen, die zudem schlagende Beziehungen zu dem mütterlich-äthyonischen Gedankenkreis aufweisen. Ein Beispiel und Beleg dafür ist ein Gebet, das sich in einem Londoner Papyrus findet und lautet: „Komm (zu) mir, Herr Hermes, wie die Leibesfrucht in den Schoß der Weiber<sup>1)</sup>.“ Der Hermesglaube hing außerdem zusammen mit dem wüsten Zauberaberglauben. Dies geht hervor aus den zahlreichen Zaubertäfelchen attischer Herkunft, auf denen neben Ge (= Gaia, Erde) namentlich Hermes beschworen wird. Besagte Täfelchen wiesen das Bild eines dem Unfertiger verhassten Menschen auf; wurde es durchstoßen, so wurde auch der Abgebildete vernichtet<sup>2)</sup>.

Gleichwie die Ge ist Hermes katochos, d. h. ein Erdgeist, der die Seelen in der Erde zurückhält. Er führt nicht nur die Toten in die Unterwelt, er hält sie auch dort fest<sup>3)</sup>. Aus diesem Grunde wurden, wie wir schon sahen, die Hermesbilder allenthalben, besonders an Kreuzwegen, wo die Gespenster am liebsten umgehen, zur Abwehr aufgestellt. So ist denn Hermes, genau wie Dionys, vor allem auch ein Herr der Toten. Dabei müssen wir uns stets gegenwärtig halten, daß nach der Ansicht der Pelasger der „Tote“ kein wesenloser, kraftloser „Schatten“ war, — das ist homerisch-nordische Auffassung — sondern ein Dämon, ein unsichtbarer Geist, der unter Umständen schreckliche Macht besitzt.

Die beiden Pole der unnordischen Weltansicht: die animalisch-vegetative Diesseitsbejahung, bestehend in der Anbetung der Fruchtbarkeit, des Wachstums, des Phallos und der Sinnenliebe, und das Gegenteil davon, das Grauen vor dem Tod, der Totenkult und die Gespensterfurcht, bekunden sich im Dienst des Hermes gleich deutlich wie bei Dionys. Wie dieser herrscht auch Hermes über die Lebenden und über die Toten. Er ist ein Gott der Irdischen, des Irdisch-allzu-Irdischen, doch auch des und der Unterirdischen. Hermes und Dionys, der eine wie der andere, sind in gewichtigster Eigenschaft Dä-

<sup>1)</sup> Siehe Dieterich, Eine Mithrasliturgie, 1903.

<sup>2)</sup> Vgl. hiezu Jevons, Die gräco-italische Magie, bei Hoops, a. a. O.

<sup>3)</sup> Nach Gruppe hielt man Hermes auch für den Befreier derjenigen Seelen, die ins Elysion kommen durften. Daher vielleicht sein Name „Guter Bote“ (Euangelos).



monen der Finsternis<sup>1)</sup>. (Demgegenüber erhob sich, hell, hoch und groß, Apollon, ein Gott des Lichts, des Irdischen und Überirdischen. Das wird der zweite Teil vorliegender Schrift dartun.)

Ein Lieblingsgedanke des 19. Jahrhunderts war neben dem der Entwicklung der von der Umwelt, vom „Milieu“. Auch auf das griechische Weltbild hat man die Umwelt als Erklärungsgrund angewandt und aus dem hellen südlichen Himmel die helle griechische Weltanschauung ableiten wollen. Ein fruchtloses Beginnen. Wir sehen heute, daß unter genau demselben Himmel, in der nämlichen Umwelt, in der nämlichen Landschaft vor den Griechen Homers ein dunkler, finsterner Dämonenaberglaube herrschte, und daß er, den eine Zeit lang der hellenische Stern hell überstrahlte, mit dem Versinken dieses Sternes neu erstarkte. Das, was die Lebensansicht und den Glauben zu allererst bestimmt, ist eben nicht die Umwelt, sondern die *Umwelt*, ist der an ganz bestimmtes Blut gebundene Geist. (Unter „Blut“ hat man mit Aristoteles jene zielstrebigen „Entelechien“ zu verstehen, die, neben und über den physikalischen und chemischen Kräften wirksam, den organischen Leib der Pflanzen und Tiere aufbauen und lebendig erhalten. Ihre Verschiedenheiten bedingen auch die Gattungen, Arten und Rassen der Lebewesen. Auch die Entelechien gehorchen dem Gesetz der Kausalität, aber sie sind nicht mathematisch erfassbar.)

Während der Kult des Dionys erst in der Zeit nach Homer zu seiner eigentlichen Höhe kam, ist umgekehrt der Hermesglaube wahrscheinlich vor Homer, im rein pelasgischen Zeitalter, viel kräftiger und umfassender gewesen. Die homerischen Griechen haben diesem Glauben nicht nur das Niedrige und Rohe<sup>2)</sup> so weit als möglich abgestreift, sondern ihn auch zurückgedrängt. Die widerspruchsvolle Tatsache aber, daß dieser Erddämon Hermes überhaupt als „Himmlicher“, als ein Olympier erscheinen konnte (obchon in dienender

---

<sup>1)</sup> Entsprechend dem Polgegensatz Phalloskult-Totenkult enthält diese Nachtansicht, wie oben gezeigt, die Zweiseitigkeit von Liebesnacht und Grabesnacht.

<sup>2)</sup> Der Hermesglaube bekundet aufs klarste „die ursprüngliche prä-hellenische Denkweise, den wahren Morast, aus dem Hellas emporstieg“ (Murray bei Hoops). — Die Greuel der Atreus-Thyestes-Sage, die Menschenfresserei vertragen, sind ohne Zweifel pelasgischer Herkunft; denn zu ihren bewegenden Umständen gehört das goldbließige Lamm, das Atreus von Hermes erhalten hatte. Daß Atreus als Vater des Agamemnon galt, zeigt wieder die Verschmelzung der Achäer mit den Pelasgern an.



Stellung), beweist: Die nordischen Hellenen müssen im Dunkel der Vorgeschichte sich genötigt gesehen haben, die bedeutendsten Erdgöttheiten der Ureinwohner Griechenlands in den Kreis ihrer Himmelsgötter aufzunehmen, — ein Vorgang der Ungleichung und Verkoppelung, der ein Pantheon geschaffen hat, dessen innere Spannungen (Hera gegen Zeus, Hermes gegen Apollon, Athena gegen Poseidon) nie ganz verwischbar waren.

Wir können diesen Vorgang übrigens auch von der anderen Seite her verfolgen. Die Pelasger, so berichtet Herodot, hätten ursprünglich die Namen der olympischen Götter nicht gekannt. „Sie brachten den Theoi<sup>1)</sup> Opfer und beteten zu ihnen.“ Erst später hätten sie nach Dodona (der Zeusorakelstätte) gesandt und angefragt, ob sie jene bestimmten Götter mit ihren besonderen Namen und Eigenschaften und „olympischen Wohnsitz“, die nach Griechenland gekommen, aber in gewissem Sinn noch ausländisch wären, verehren sollten. Das Orakel antwortete mit Ja. Der englische Gelehrte Murray hat in einem beachtenswerten Vortrag<sup>2)</sup> in Anknüpfung an die Herodot-Stelle den Schluß gezogen, „daß der Gegensatz zwischen diesen Medizin-Häuptlingen (d. h. den Theoi) und den homerischen Göttern einer der Hauptunterschiede zwischen der hellenischen und der prähellenischen Religion ist.“ Besagten Unterschied zwischen hellenisch und vorhellenisch auf das gesamte Gebiet der griechischen Religion — unter Zugrundelegung des Rassenunterschiedes — auszudehnen, ist die Absicht der vorliegenden Untersuchung. Wir werden noch sehen, daß der trennende Schnitt insbesondere mitten durch den olympischen Götterkreis gezogen werden muß.

Nach Phönizien weist eine Linie auch von Dionysos aus. Denn seine Mutter Semele, die ursprünglich wohl eine phrygisch-thrakische Erdgöttin gewesen war, galt als Tochter des Königs Kadmos von Theben, dem phönizische Herkunft nachgesagt wurde.

Zum Schlusse dieses ersten Teiles sei noch auf ein besonders eigentümliches Merkmal des Dionysoskultes hingewiesen, das der folgende Satz in Burdhardts Griechischer Kulturgeschichte beleuchtet. „Von allen Göttern unterscheidet sich dieser nur halbgriegische Dio-

<sup>1)</sup> In diesem Fall ein griechisches Wort für die zahlreichen pelasgischen Dämonen. Ähnliches gilt vom Wort Heros.

<sup>2)</sup> „Die frühzeitige griechische Epik“, übersetzt von Hoops a. a. O.

uns nicht bloß darin, daß er als ein Kommender, als ein Fremder auftritt, sondern daß er in fanatischer Weise Huldigung und Bekenntnis verlangt. Er allein verrät Besorgnis und Wut, wenn ihm nicht überall gedient wird.“ Hier zeigt sich eine auffallende Ähnlichkeit mit jener pfäffisch-eiferwütigen Unduldsamkeit der Religionen des semitischen Orients, die besonders den Judengott kennzeichnet (der keine anderen Götter neben sich duldet) und die man in geraden Gegensatz zu der weitherzigen Duldsamkeit der Nordrasse und ihrer Götter stellen muß. Man darf behaupten, daß die Religionskriege und religiösen Verfolgungen<sup>1)</sup> des Mittelalters in dieser Unduldsamkeit und Rachsucht des jüdisch=christlichen Gottes ihre Wurzel haben<sup>2)</sup>). Schopenhauer schreibt hierüber: „Wahrlich dies ist die schlimmste Seite der Religionen, daß die Gläubigen einer jeden gegen die aller anderen sich alles erlaubt halten, und daher mit der äußersten Ruchlosigkeit und Grausamkeit gegen sie verfahren: so die Mohammedaner gegen Christen und Hindu; die Christen gegen Hindu, Mohammedaner, amerikanische Völker, Neger, Juden, Ketzer u. s. f. Doch gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich sage alle Religionen: denn zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß die aus diesem Grundsatz entsprungenen fanatischen Greuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheistischen Religionen, also allein des Judentums und seiner zwei Verzweigungen, Christentum und Islam, bekannt sind.“ (Dialog über Religion, Parerga II.)

Die gewonnenen Ergebnisse seien in der nachfolgenden Übersicht veranschaulicht und zusammengefaßt. Da die vornordische Mittelmeerwelt eine polar getrennte Zweiheit aufweist, erhalten wir

<sup>1)</sup> Zu den schändlichsten Kapiteln der Weltgeschichte gehört das Gerichtsverfahren gegen Galilei, den Begründer der neuzeitlichen Naturwissenschaft.

<sup>2)</sup> Über die Unduldsamkeit des Christentums der ersten Jahrhunderte siehe auch Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus, 1913. Im Neuen Testament finden sich übrigens Vorläufer dieses haßstiftenden Fanatismus. Erinnert sei an Matthäus 10: „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwur wider ihre Schwieger; und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein.“ Wo bleibt hier die „Religion der Liebe“? — Über das Wesen des jüdischen Gottes siehe namentlich Fritsch, Der falsche Gott (Hammer-Verlag) und Deligsch, Die große Täuschung. Weininger schreibt: „Der jüdische Monotheismus hat mit echtem Glauben an Gott nichts, gar nichts zu tun . . .“

eine Dreizahl grundsätzlich verschiedener Weltanschauungen. Es sei hierbei erwähnt, daß in der deutschen Geistesgeschichte jene drei grundverschiedenen Weltansichten durch drei wichtige Namen (von absteigender Wertigkeit) bezeichnet werden: Goethe vertritt die apollinische Lebensansicht („Stets des Lebens dunkler Seite Abgewendet wie Apoll“), Schopenhauer die orphisch-christliche, Nietzsche die dionysische<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Wagner steht zwischen Goethe und Schopenhauer, Nietzsche doppelt fremd. Das weibliche Mitleid, das Schopenhauer als Grundlage der Moral aufstellte, bildet in Wagners Haupt-Gestalten eine der stärksten Gemütsbewegungen (Senta, Elisabeth, Brünhilde, Parsifal). Daß es dichterisch (und namentlich auch musikalisch) brauchbarer und wirksamer ist als die Gerechtigkeit, steht außer Zweifel.

---





Apollo von Belvedere

Phot. Alinari

Rom, Vatikan



Phot. Alinari

Athena

Rom, Villa Albani

## Obere Ebene: nordische Rasse.

Mannbestimmte, vaterrechtliche Lebensansicht.

Verehrung lichter Himmelsgötter.

1. Stufe: der Mann als Jäger und Wanderer, als Krieger, Eroberer, Staatengründer (Tatkraft und Tapferkeit, beide = virtus, Mannentreue, Männerfreundschaft, Gerechtigkeit; Selbstbeherrschung, Selbstvertrauen, Selbstachtung, Selbstbehauptung.)
2. Stufe: der Mann als Erfinder, Künstler, Dichter und Denker. (Betrachtbarkeit, Beobachtungsgabe, Wahrheitsliebe und Wirklichkeitsinn; logische und sittliche Urteilskraft, Ehrfurcht.)

Gesamtbild: edelweltliche Diesseitsbejahung.

## Untere Ebene: süd- und morgenländische Völker.

Vornehmlich weibbestimmte, mutterrechtliche Lebensanschauungen.

Verehrung dunkler Erdgötter (Mutterschoß = Erde).

Echthonische, Mysterien einschließende, mit Wunderglauben (oder Zauberei) verbundene Religionen; hauptsächlich auf Nacht und Unterwelt gerichtet.

### Positiver Pol

Kult des Dionysos

(und des nächstverwandten Hermes)

Kultus des Vegetativ-Animalischen, des Wachstums und der Fruchtbarkeit.

Anbetung des Sinnlich-Leiblichen.

Phallosdienst (Liebesnacht)

Sinnenrausch, Wollust (Grausamkeit)

Macht des Zauberers, Priesterherrschaft, Überhebung (Hybris)

Anmaßung, Pfaffendünkel

Hochmut (Auserwähltenwahn),

Despotismus, Tyrannis

Unduldsamkeit, „Wille zur Macht“

Mammonismus (Hermes als Gott „des gefüllten Geldbeutels“)

Gesamtbild: unedelweltliche Diesseitsbejahung.

### Negativer Pol

Orphisches Bußsystem, eleusinische Mysterien, Christentum.

Seelen- und Unsterblichkeitsglaube, Mißachtung des Irdisch-Leiblichen; Gräber- und Totenkult; Sorge um das Seelenheil (Dämonenfurcht).

Ascese (Grabesnacht)

„Passion“, Leiden (Mitleiden)

Heilsysteme, Theologien

Kleinsinn, Selbstverachtung, Sündenbewußtsein, Buße

Selbstaufgabe

Demut, Zerknirschung

Untermwürfigkeit, Sklavensinn

Falsche Duldsamkeit (Dulden des Unrechts), Bettelmönchtum

Gesamtbild: Diesseitsverneinung, Weltflucht, Jenseitsstreben.



## II.

Die bisherigen Darlegungen haben uns bereits den Blick auf eine Bühne von weltgeschichtlicher Bedeutung, auf einen Gegensatz von ungeheurer Großartigkeit geöffnet. Wir sahen dort die „alte“, d. h. die vornordische Welt der Balkanhalbinsel mit ihrem Phallos- und Schlangenkult, mit ihren pferde-, bock- und stiergestaltigen Dämonen, mit den als heilig verehrten Raubtieren der Wildnis, dem Löwen und dem Panther, mit den abscheulich-grausigen Medusen und Gorgonen, und wir gewahrten dann, wie diese Welt des Nächtigen, des Erdhaften und Erderzeugten, voll von Gewürm, Larven und Spuk, gleich Klingsors Zaubergarten versank, als über ihr, aus tief verschiedenem Blut und Geist geboren, Wesen ganz anderer Beschaffenheit erschienen: erhabene, machtvoll-hehre Lichtgestalten, Feinde des Finstern, wahrhaft göttliche Sprossen des Himmels, des blitzeschleudernden Kroniden Zeus: Athena Parthenos und Phoibos Apollon.

Apollon und Athena sind diejenigen Gottheiten der Griechen, die das nordische Wesen am reinsten zeigen, durch fremde Zumengung am wenigsten getrübt. Schon Zeus und Artemis weisen Beziehungen auf, die ihr ursprüngliches Wesen verändern und verdunkeln. So wurde Artemis, Apollons Zwillingsschwester, die anfänglich wohl eine jungfräulich spröde Göttin des Waldes und der Jagd<sup>1)</sup> gewesen war, später an vielen Orten mütterlich-äthyonischen Göttinnen angeglichen; die vielbrüstige Artemis von Ephesos z. B. verrät offenkundig pelasgisch-orientalisches Wesen. Aber selbst Zeus, gleich Juppiter der Himmelsvater<sup>2)</sup>, war durch mannigfache Verwandtschaften in die äthyonische Göttersippe hineingezogen worden; er galt vor allem als Bruder des Po-

1) Da die Jagd abhängig ist vom Wetter, war Artemis zuerst wohl eine Wetter- und so eine Himmelsgottheit.

2) Im Lateinischen heißt sub Jove geradezu „unter freiem Himmel“.

seidon und der Demeter wie auch als Vater des Dionys und Hermes. Es gab einen Zeus Chthonios; des stiergestaltigen Zeus ist schon gedacht worden. Auf Kreta wurde sogar ein Grab des Zeus gezeigt. Hier also war er jenen im Morgenland so zahlreichen Göttern angegliedert worden, die sterben und wieder auferstehn.

Schon jetzt sind wir imstande, den olympischen Götterkreis selbst durch eine Sekante in zwei verschiedenartige Teile zu zerlegen, ihn gleichsam einer chemischen Analyse zu unterziehen. Denn genau so, wie das griechische Volk aus zwei Teilen zusammengeschweißt war, nämlich der nordrassischen Oberschicht der Hellenen und der vorwiegend mittelländischen und vorderasiatischen Unterschicht der Pelasger, ganz ebenso — und zwar als Folge und Ausdruck hievon — läßt sich im griechischen Pantheon die Oberschicht der hellenischen Himmelsgötter von der Unterschicht der pelasgischen Erdgötter scheiden. Angenommen, daß Hestia (Vesta), die jungfräuliche Göttin des heiligen Herdfeuers, nordischer Herkunft war, und als gewiß gesetzt, daß Hephaistos<sup>1)</sup> und Ares Gottheiten der Pelasger waren, erhalten wir mithin unter Einschuß des nichtolympischen Dionysos die folgende Zweiteilung:

### Griechischer Götterkreis

#### Hellenische Himmelsgötter

Zeus  
Athena  
Apollon  
Artemis  
Hestia

#### Pelasgische Erdgötter

Poseidon  
Ares  
Hermes, Dionysos  
Demeter, Hera  
Hephaistos, Aphrodite.

Betrachtet man den Wirkungskreis der beiden Göttergruppen, so findet man, daß ihre Kraftfelder sehr häufig ineinander übergreifen. Waren Demeter, Hermes und Dionys chthonische Gottheiten der Fruchtbarkeit, so war dagegen Zeus, als Wolkenjammler und Regenspender, ein himmlischer Gott des Wachstums. Apollon und Athena,

<sup>1)</sup> Hephaistos (Vulcanus), der Gott des Erdfeuers und der Schmiedekunst bekundet sich ohne weiteres als chthonischen Dämon. In der Odyssee erscheint er als Gemahl der Aphrodite (als deren Gemahl früher Ares galt). Daß seine Werkstatt sich auf dem Olymp befand, zeigt wiederum, zu welchen Widersinnigkeiten die Verwandlung der Erdgötter in Himmelsgötter manchmal führen konnte.

als Spender des himmlischen Taues, fördern gleichfalls die Fruchtbarkeit. Nordische Windgebieter waren Zeus und Apollon, pelasgische Poseidon, Aiolos und Hermes. Apollon war ein nordrassischer Beschützer der Herden, Hermes und Pan waren pelasgische Herdengötter. Nordische Schwurzeugen waren Zeus, Athena und Apoll, pelasgische die Erinyen. Eine nordische Kriegsgotttheit war Pallas Athena, eine pelasgische Ares. Hier ist der Unterschied bei aller Deckung besonders deutlich. Ares galt als der Gott blindwütigen Kampfes, während Athena die Göttin überlegt-überlegener Kriegskunst war; Athenas Erbteil ist die nordische Besonnenheit<sup>1)</sup>. Zur pelasgischen Gruppe zählen dann noch die mannigfachen unbedeutenderen Erddämonen, jene Gegenstände der „niedereren Mythologie“, die meistens schlangengestaltig und an bestimmte Örtlichkeiten als ihren Machtbereich gebunden waren. Man darf getrost behaupten, daß die Objekte der sog. niederen Mythologie immer und überall Dämonen niederer Rassen sind.

Über Ares, einen Sohn von Zeus und Hera, sei nachgefragt, daß er als Vater eines Drachen, einer Höhlenschlange angesehen ward<sup>2)</sup>. „Der Ilias ist Ares... unsympathisch. Zeus will von dem rohen, durch Athena und Diomedes besieigten Krieger nicht viel wissen; Ares ist die wahre Personifikation des blutbesudelten Kampfes und wilden Mordens“ (Lübkers Reallexikon). Jene homerische Anekdoten ferner von Ares und Aphrodite, deren Ehebruch von Hephaistos so boshaft-witzig bestraft wird, betrifft Götter pelasgischer Herkunft und verrät deutlich die mittelländische Wesensart<sup>3)</sup>. Wenn die Hellenen einmal Pelasger-Götter in ihren Himmel aufgenommen hatten, geschah das nämlich natürlich auch mit deren Lasten; wir sahen das bereits bei Hermes. Den homerischen Griechen selbst war

1) Erinnert sei hier an den Unterschied zwischen dem vorsichtigen Paullus, einem Patrizier, und dem unvorsichtigen, die Niederlage bei Cannae verschuldenden Varro, einem Plebejer.

2) In Athen hatte Ares eine uralte Kultstätte auf einem Hügel, dem Areopag, wo die Blutgerichte stattfanden. Später errichteten die (nordischen) Athener hier ihren obersten Gerichtshof.

3) Denselben mittelländischen Geist bekundet das pseudo-homerische Epos von den Erlebnissen des Margites, „der alles, was er angriff, verkehrt machte und in der Brautnacht nicht wußte, was er mit seiner jungen Frau anfangen sollte, bis diese selbst ihn auf den richtigen Weg wies“ (Beloch, Griech. Gesch. I. Band).

der Ehebruch verabscheuenswert, „die schmäzlichste Beschimpfung der Heiligkeit des Heims“ (Andrew Lang).

Die Doppelheit der griechischen Religionsvorstellungen, die bei Hinzunahme der außerolympischen Gottheiten und Dämonen noch sehr viel schärfer hervortritt, wird in der schon genannten Abhandlung über „Griechische und römische Religion“ von Wille und Nilsson sehr klar herausgestellt. „Von Homer ab können wir also ... in der griechischen Religion zwei Hauptströmungen verfolgen: eine obere, sozusagen die offizielle, die, vom Staate, von der Literatur und Kunst getragen — und deshalb leicht zu erkennen —, die homerischen Traditionen fortsetzt, und eine untere, tiefer verborgene Strömung, die, von der homerischen Kultur weniger beeinflusst, die vorhomerischen Anschauungen und Gebräuche weiterpflegt.“ Eine Nebenbemerkung rührt sogar an den zugrunde liegenden Rassenunterschied. „Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die chthonischen, an der Scholle klebenden Gottheiten aus vorgriechischer Zeit von einer autochthonen Urbevölkerung herkommen.“ Aber diese Wahrscheinlichkeit, die einer Sicherheit gleichkommt, ist hier eben nur angedeutet, nicht als Grundtatsache durchgeführt. So kommt es, daß es an anderer Stelle, ganz wie bei Rohde noch, in der älteren Auffassung wieder heißt: „Es muß eine gewaltige Gedankenarbeit vorausgegangen sein, ehe man aus den rohen Naturgöttern und fragenhaften Lokalgottheiten jene idealen Göttergestalten schuf, die zwar Produkte einer langen und energischen Abstraktion sind, aber nichtsdestoweniger eine konkrete Lebensfülle besitzen. Das Resultat dieser Spekulation liegt in den homerischen Gedichten fertig vor: um so rätselhafter erscheint uns die vorausgehende Gedankenarbeit, von der wir keine Kunde besitzen.“ Die unmögliche Hypothese dieser Gedankenarbeit mit ihrer konkreten Abstraktion ist überflüssig. Die Rätselhaftigkeit löst sich durch die Erkenntnisse der Rassenkunde. Mit Hilfe dieser Wissenschaft, und nur mit ihr, erklärt sich „der homerische Bruch mit der Vergangenheit,“ der nach Wille „sehr radikal“ gewesen sein muß.

Gruppe, in seiner grundgelehrten, eine riesige Wissensmenge überschauenden Griechischen Mythologie und Religionsgeschichte, unterscheidet drei große Perioden der griechischen Religion<sup>1)</sup>. „Die erste,

<sup>1)</sup> Band II, § 259.



die Blütezeit der kretischen und euboisch-boiotischen Kultur umfassend, zeigt im ganzen einen rohen, dem Fetischismus nahestehenden Dämonenglauben; in der zweiten, die bis zur Diadochenzeit reicht, wird unter dem Einfluß der Kunst die Religion mit Idealgestalten erfüllt; in der dritten geht die erreichte Höhe langsam wieder verloren.“ Die göttlichen Wesen der ersten Periode sind „überwiegend Dämonen der Finsternis, die in der Erde, in seltsam gestalteten Felsen, im Wasser haufen...“ Ganz anders die zweite Periode. „Das Aufkommen des Heldenliedes mußte den religiösen Vorstellungen einen völlig neuen Inhalt geben. Aus der unermesslichen Anzahl der Dämonen sondert sich eine kleine Anzahl von Göttern aus; diese erhalten eine menschlich empfindende Seele, und die meisten steigen aus der Tiefe der Erde empor und verteilen unter sich die Oberwelt. Der in den Himmel ragende Olympos wird ihre gemeinsame Wohnstätte... Die aufgeklärten oberen Klassen wenden sich von der einseitigen Verehrung der chthonischen Wesen ab.“ Jetzt blickt man „voll Verachtung auf den Aberglauben, der die Beschwichtigung der unterirdischen Feinde durch Zaubermittel erstrebt“. Die dritte Periode endlich bringt den Verfall dieser vornehmlich von Dichtern und Künstlern getragenen edelfreien Frömmigkeit.

Zu dieser Dreiteilung ist wiederum auf Grund der Rassenkunde hinzuzufügen: es handelt sich nicht um Entwicklungsstufen, nicht um eine „allmähliche Umwandlung“ der griechischen Gottesauffassung, sondern um von Anfang an verschiedene Religionsvorstellungen rassisch verschiedener Völker. Somit ergibt sich für die einzelnen Perioden folgendes: im ersten Zeitabschnitt herrschte die chthonische Religion der Pelasger; im zweiten herrschte der Götterglaube der nach Griechenland vorgebrungenen Hellenen, jener „oberen Klassen“, die in den Olymp ihrer Himmelsgötter pelasgische Erdgötter mit aufgenommen hatten, sie großenteils verklärend und veredelnd; im dritten endlich verfällt, infolge des Versiegens des nordischen Blutes, der olympische Götterglaube und es erstarbt von neuem, mit der Wiedererstarkung des pelasgischen Blutes, der mittelländische Dämonenglaube. Jetzt war die Zeit gekommen für die „Religion“ des Dionysos, entspringen und völlig angemessen dem Wesen der Barbaren.

Der Hauptunterschied zwischen vornordischem und hellenischem Götterglauben ist, wenn wir zusammenfassen, dieser: Die pelas-

gischen Götter waren im wesentlichen halbtiergestaltige Erddämonen<sup>1)</sup>, Objekte der Zauberei und abergläubischen Furcht; die hellenischen Götter hingegen waren menschengestaltige Himmelsgötter und Gegenstände vertrauend-frommer Ehrfurcht. Während der niederrassige Pelasger, dem Tiere sich verwandt fühlend, tierähnlichen Göttern diente, verehrte der Hellene, auf höherer Stufe stehend und sich deshalb des abgrundtiefen Unterschieds zwischen sich und dem Tier deutlich bewußt, nach Menschenart (und zwar nach seiner Menschenart) gedachte Gottgestalten. Zur Religion des Mittelmeers gehörten ferner die überall verbreiteten Mysterien<sup>2)</sup> sowie die von Kleinasien ausgehenden orgiastischen Kultgebräuche.

Dazu kommt noch ein weiterer bedeutsamer Unterschied. Genau so, wie der Hellene zwischen Mensch und Tier einen scharfen Trennungsstrich zog<sup>3)</sup>, setzte er auch eine deutliche Grenze zwischen Mensch und Gott. Die Götter sind nach homerischer Auffassung unsterblich und von übermenschlicher Macht, die Menschen hingegen sind hingefällige Sterbliche<sup>4)</sup>. („Denn mit Göttern Soll sich nicht messen Jemandem Mensch.“) Ganz anders der Mittelmeerglaube. Mit der Unsterblichkeit der Seele macht er den Menschen gottähnlich, göttergleich, und umgekehrt weiß er von Göttern zu erzählen, die sterblich sind und einen schlimmen Tod erleiden müssen. Man gewahrt überall: der nordische Hellene zog Grenzen, setzte Verschiedenheiten, erkannte und anerkannte streng abgemessene Abstände (vgl. S. 24), indes der Süd- und Morgenländer sich als Grenzverwischer ausweist.

1) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dieses halbtierische Götterwesen besonders auch in Ägypten herrschte. Die ägyptische Religion soll auf Totemismus zurückgehen, jenen seltsamen Glauben wilder Völker, durch den sie sich gruppenweise mit Tieren verknüpfen.

2) Daß sich auch auf dem Grund von Nietzsches Dionysismus ein „beständiger romantischer Mystizismus“ befand, sucht Seillière darzutun (Apollo oder Dionysos? 1906). Auch den „Apostel des dionysischen Narkotismus“ nennt S. den Nietzsche.

3) Wenn andererseits der Südländer in seinen Religionen Mensch und Tier vermischt, so hindert ihn das nicht an barbarischer Grausamkeit gegen wehrlose Tiere.

4) Trotz dieser deutlichen Abgrenzung betrachtete der nordrassische Mann seine Götter im wesentlichen als himmlische Freunde, zu denen er mit ruhigem Vertrauen empor sah. Die Griechen empörten sich über die bei den Persern übliche „Proskynese“, die Anbetung der Götter in hundeartiger Untertwürfigkeit.

Es versteht sich, daß der Mensch niederer Rasse und ebenso der Mischling auch die Rassenunterschiede zwischen Menschen leugnet und damit die Standesunterschiede, die unter natürlichen Verhältnissen auf Rassenunterschieden beruhen<sup>1)</sup>. Bei beginnender Rassenmischung und Erstarkung der niederen Rassen wird daher kein Grundsatz so eifrig gepredigt und verbreitet wie der demokratische, daß alle Menschen gleich seien. Sowohl die Dionysosreligion wie ihr Gegenpol, das Christentum, verkündeten die Gleichheit aller Menschen. (Dasselbe tat die französische Revolution, die freilich ein entarteter Adel verursacht hatte.)

Wir haben an dem Verhältnis Athena-Erechtheus und Apollon-Hyakinthos näher dargelegt, daß im geschichtlichen Griechenland gleichzeitig am selben Ort zwei ganz verschiedene Gottheiten und Kulte nebeneinander bestanden, ja miteinander verbunden waren. Dasselbe kann man aber auch allem Anschein nach schon für die mykenische Kultur feststellen. Ich habe den großen Goldring aus Mykene im Auge, den man bei Schuchhardt abgebildet findet<sup>2)</sup>. Der berühmte Archäologe will sich der Auffassung, die untere Szene stelle eine Götteranbetung dar, nicht anschließen; wir würden „sonst zwei Götterschichten erhalten, eine auf der Erde, die andere in der Luft“. Aber gerade das, was Schuchhardt für einen Einwand hält, ist wohl vielmehr eine Bestätigung; denn in der Tat darf man als beinahe sicher setzen, daß es schon in der mykenischen Kultur zwei Götterschichten gab. Wissen wir ja doch durch die Entzifferung der hettitischen Keilschriften, daß in Mykene schon die Herrschicht der nordischen Akkader saß. Die Doppelart in der Bildmitte weist sonach auf den Himmelsgott Zeus (der freilich mit dem kretischen Stiergott verschmolzen war); als Himmelsgotttheit erscheint auch die links oben schwebende Athena. Die rechts unten befindliche weibliche Gestalt dagegen, die bezeichnenderweise unter einem Fruchtbaum sitzt, stellt eine mütterliche Erdgöttin dar (vielleicht Demeter), die Weihgaben entgegennimmt. Auch jener Goldring also zeigt eine religiöse Doppelheit im vorgeschichtlichen Griechenland, eine Zweiheit, die um so erklärlicher wäre, als ja auch archäologisch My-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Günther, Adel und Rasse, 1926.

<sup>2)</sup> Siehe Alteuropa, 2. A., S. 223. Eine Abb. auch im Handbuch der Kunstgeschichte von Springer-Wolters, Band I.



kene „eine ziemlich gleichmäßige Mischung aus Nordischem und Altmittelländischem“ ist (Alteuropa, 2. Aufl. S. 225).

Es ist höchst lehrreich, einen wenn auch nur flüchtigsten Seitenblick auf die Religion Altindiens zu werfen. Auch da erkennen wir, obgleich weniger durchsichtig und deutlich, unseren Gegensatz wieder. In Oldenbergs „Religion des Veda“ lesen wir, daß für die älteste Vorzeit ein starkes Hervortreten des tierischen Elements unter den Göttern und Dämonen vermutet werden darf. „Der Gott ist vielfach Tier oder wird zum Tier; er schwankt zwischen menschengleichem und tierischem Wesen: zu den für die Weltanschauung der Naturvölker charakteristischen Zügen gehört eben dies, daß für sie die Grenze zwischen beidem verschwimmt. Ist nun... bereits in indogermanischer Zeit bei den großen, den Weltlauf leitenden Göttern die anthropomorphische Auffassung zum Siege gelangt, so ragt doch noch für den vedischen Glauben das Tierreich in zahlreichen Resten und Spuren in die Götterwelt hinein. Hier ist zunächst hervorzuheben, daß dem vedischen Indar vielfach das wirkliche Tier, welchem er begegnet, — ich sehe hier von den Fällen ab, in welchen dasselbe der Bote oder symbolische Vertreter eines Gottes ist — sozusagen aus eigenem Rechte als Träger dämonischer Wesenheit erscheint: so insonderheit unheimliche oder schädliche, schwer abzuwehrende Tiere wie Schlangen, von den nützlichen namentlich die Kuh, der Inbegriff alles Nahrungssegens.“... „Alles ist erfüllt von Lebendigem, den Menschen bald freundlichem, bald feindlichem Geisterdasein. Unsichtbar oder in sichtbarer Verkörperung umgeben und umschweben Scharen von Geistern die menschlichen Wohnungen, tierförmige oder mißgestaltete Kobolde, Seelen verstorbener Angehöriger und Seelen von Feinden, bald als gütige Beschützer, häufiger als Krankheit und unheilbringende, Blut und Kraft ausaugende Schandenstifter... Die Kunst, das Wirken dieser Seelenwesen... sich zum Heil zu wenden, ist mehr Zauberei als eigentlicher Cultus. Die Grundlagen des hier geschilderten Glaubens und Zaubertwesens sind ein Erbteil aus fernster Vergangenheit, aus einer auch von den Vorfahren der Indogermanen durchlebten Zeit... schamanistischen Geister- und Seelenglaubens, schamanistischen Zaubertwesens.“

„Auf diesem Hintergrunde nun tritt die Welt der höheren Götter, des reineren Cultus hervor. Jene Götter tragen, nicht überall



und nicht in jedem Fall gleich stark ausgeprägt, im ganzen aber unbedingt vorherrschend, den Charakter des Anthropomorphismus. Sie sind zu mächtiger Größe und Herrlichkeit gesteigerte Menschen, mit menschlichen Leidenschaften, zwar nicht wie die Menschen dem Tode unterworfen, aber geboren wie Menschen. So waren schon die Götter des indogermanischen Volkes ausgestaltet, wenigstens in den Perioden, welche der Völkertrennung näher vorangingen: man denke an den Vater Himmel, an den heldenhaften Gewittergott, an die jugendlich schönen Dioskuren."

Über diese nordrassischen Himmelsgötter schreibt Oldenberg an anderer Stelle: „Es steht fest, daß schon die Indogermanen die den einzelnen göttlichen Mächten gemeinsame Natur in dem Allgemeinbegriff von „Göttern“ unter einer Bezeichnung (*deivos*) zusammenfaßten, deren etymologischer Wert lehrt, daß schon damals die meisten und hervorragenden Götter als himmlische Wesen gedacht wurden.“ Über den diesem Himmelsglauben entgegenstehenden Dämonenglauben aber heißt es im Rückblick: „Hier tut sich hinter den vergleichsweise jungen Sphären des Glaubens an Indra und Varuna, des Somaopfers, der Rigvedapoesie — hinter diesen vom Strome geschichtlicher Entwicklung durchströmten Regionen die Welt der ewig stabilen, aus vorgeschichtlichen Fernen stammenden, selbst geschichtslosen Grundgestaltungen religiösen Wesens auf, unendlich älter als jene Gebilde, und mit unerschöpflich scheinender Zähigkeit sie zu überleben bestimmt. Und nicht allein in getrenntem Nebeneinander, sondern tief verwachsen mit den jüngeren Glaubens- und Cultusformen erkennen wir jene dem religiösen Wesen fernster Vorzeit angehörigen Typen auf Schritt und Tritt wieder; die Umhüllung, welche die späteren Zeitalter über sie gebreitet, kann ihre von allen modernen Schöpfungen in uralter Fremdartigkeit sich abhebende, von den Tendenzen der jüngeren Zeiten aus schlechterdings unverständliche Bildungsform nicht verbergen. Hinter den menschengleichen Göttern des Veda glauben wir die rohe Unförmlichkeit alter tiergestaltiger oder zwischen menschlicher und tierischer Wesenheit hin und her schwankender Gottheiten zu entdecken; wir treffen auf fettschhafte Verkörperungen der Götter; aus der Gestalt des vedischen Opferpriesters blicken Züge hervor, die dem Medicinmann, dem Regenzauberer der Wilden angehören, aus dem vedischen Opferfeuer das

Bild des vorgeschichtlichen Zauberfeuers, aus der Aufnahmeceremonie des Brahmanenschülers die Umgürtung und zauberhafte Wiedergeburt des Jünglings bei der Pubertätsweihe der Wilden.“

Auch hier ist es fast überflüssig hinzuzufügen, daß jene niederen Religionsvorstellungen nicht so sehr uranfänglichen, primitiven Zeiten, als vielmehr primitiven Rassen und Völkern angehören. Der Unterschied zwischen höherem und niederem Glauben ist letzten Endes auch hier (wie dort in Griechenland) nicht entwicklungsgeschichtlich, sondern rassenmäßig begründet. Nicht um „uralte Fremdartigkeit“ handelt es sich, sondern um Rassenfremdheit. Entwicklungsgeschichtlich aber gilt: Die niederen Rassen verharren im wesentlichen auf ihrem primitiven Zustand, die abergläubische Furcht- und Zauberreligion steckt ihnen — bis auf den heutigen Tag — tief im Blute. Die Nordrasse dagegen, falls sie wirklich mit jenem erdgebundenen religiösen Larvenzustand begonnen haben sollte, muß in ihren höchst veranlagten und reinst erhaltenen Zweigen sehr bald schon ihm entwachsen und den lichten Höhen zugeflogen sein, wo ehrefurchteinflößende Himmelsgötter wohnen.

Daß gerade in Indien und Iran eine fast schrankenlose Durcheinanderschiebung und Verwerfung verschiedenartiger religiöser Schichten stattgefunden haben muß<sup>1)</sup>, deren Sichtung heute noch kaum möglich ist, geht sehr deutlich aus dem inhaltreichen Buch „Der arische Weltkönig und Heiland“ des vergleichenden Sprachforschers Güntert hervor. Gleich älteren Forschern hält er das Ergebnis jener Verquickungen für einfach „arisch“ (indo-iranisch), d. h. für ein Kennzeichen des in Asien entwickelten Teils der indogermanischen Völkergruppe. Wir lesen dort z. B.: „Suchen wir . . . nochmals rückschauend und zusammenfassend auf die großen Entwicklungslinien

---

<sup>1)</sup> Dies namentlich im Mithrakult, und zwar mit dem Verlauf, daß die Vorstellung von diesem Gott allmählich eine völlige innere Umwandlung erfuhr. Während der ursprüngliche Mithra wohl nordisch war, aber mit dem Verfließen des Nordblutes langsam verblaßt, wächst der vorwiegend unmordische Mithrakult nach und nach zu riesenhaftem Umfang an. — Über die nahe Verwandtschaft zwischen Mithrakult und Christentum siehe bes. Erbt's „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage“ (1. Band 1925). Nach Erbt unterlag der römische Mithrakult nur deshalb der christlichen Kirche, „weil sie es früh verstanden hatte, sich einen festen Aufbau unter bischöflicher Leitung zu geben, und weil es ihr gelang, auch die Frauen zu gewinnen, während der Mithrasdienst reine Soldatenreligion war“.

der arischen religiösen Ideen und über das Eigenartige und Besondere dieser Gedanken klar zu werden, so möchte ich vor allem auf den mystischen Grundzug aufmerksam machen, der sich in einem Drang nach dem Durchbrechen des empirisch Gegebenen durch geistiges Neuschaffen, in herzenswarmer Phantasietätigkeit, in kühner metaphysischer Spekulation und großer Neigung zur Ekstase äußert. Der alte Soma-Haoma-Kultus hatte die Verzüchtung im Rausch bereits kennen gelernt, und die Erzeugung eines visionären, ekstatischen Zustandes war Vorbedingung für die Lehre vom Brahman und Atman. Durch den „weißen Hom“ werden nach der endgültigen Besiegung der finsternen Mächte die Seelen nach iranischer Lehre unsterblich gemacht... Gemeinsam ist weiter in Indien wie in Iran die Vorstellung, daß die Seele einen Teil des Weltgeistes darstellt, mit dem wieder vereint zu werden das höchste Ziel der Erlösung ist; denn hier wie dort denkt man sich den gegebenen Zustand des irdischen Daseins als eine Gefangenschaft der Seele. Als höchste Gottheit aber nimmt auf einer bestimmten Stufe die arische Spekulation ein anfangs- und endloses Lichtwesen an, da sie bei Indern wie bei Iranern bald die alten Vorstellungen der Volksgötter überwindet.“ Wir gewahren hier ohne Mühe den Gegensatz zwischen dem Lichtgottglauben der eingedrungenen nordischen Herrenvölker und dem mystischen, mit Nachtgespensterfurcht und Ekstase verbundenen Seelenglauben der asiatischen Eingeborenen. Die Neigung zur Mystik muß nach Güntert „etwas der arischen und indogermanischen Sinnesart Angeborenes sein; denn auch in Griechenland finden wir auffällige . . . Ähnlichkeiten, die zum größten Teil sich aus der gleichen Geistesveranlagung erklären mögen, wenn freilich im einzelnen Entlehnungen in Betracht kommen können. Man denke weiter an die mystische Auffassung der Perser vom Islam, an das Sufitum, oder an die keltische Phantastik, wie sie uns aus den irischen Heldensagen entgegentritt, wie überhaupt das gallische Druidentum mit seiner Lehre von der Seelenwanderung und seinem ganzen Lehrbetrieb überraschend an die vedischen Priester gemahnt . . .“ Ich setze hier hinzu: derselbe mystische Grundzug, derselbe Hang zur Ekstase, dieselbe Anschauung von dem Kerker des Leibes, dieselbe Neigung zur metaphysischen Spekulation und Phantastik kehrt wieder in der als durchaus unnordisch erkannten Religion des Dionysos (samt den orphischen



Mysterien), auf die auch Güntert hinweist, wie auch in der hellenistisch-unnordischen „Wissenschaft“ des Neuplatonismus. Diese vermeintlicherweise der „arischen“ und überhaupt „indogermanischen“ Sinnesart entsprungenen Vorstellungen und Geisteserscheinungen gehören in Wirklichkeit den indogermanisierten süd- und morgenländischen Volksuntergeschichten an, und nicht den (indogermanische Sprachen zur Herrschaft bringenden) nordrassischen Oberschichten. Hier heißt es also völlig umdenken und es wäre zu wünschen, daß Forscher wie Güntert, deren Mitarbeit auf religionsgeschichtlichem Feld so hoch zu schätzen ist, den neuen Einsichten sich nicht verschließen möchten.

Ist es sonach notwendig, bei den indogermanischen Völkern dem Standesunterschied zwischen Ober- und Unterschicht genaueste Beachtung zuzuwenden, so kann weiter nicht genug unterstrichen werden, daß dieser Standesunterschied letzten Endes auf einem Rassenunterschied beruht. Dies ist deshalb erforderlich, weil die sog. ethnologische Schule (zu deren Begründern der hochverdiente Deutsche Mannhardt zählt) den Gegensatz von Ober- und Unterschicht, besonders auch hinsichtlich Griechenlands, zwar sehr wohl kennt, in dessen darin irrt, daß sie besagten Standesunterschied für einen Abstand innerhalb eines im übrigen gleichartigen Volkes hält, der hervorgebracht sei durch die Fortschritte der herrschenden Klasse in Geistesbildung und religiöser „Aufklärung“. Hieraus entsprang der weitere Irrtum, daß man die Glaubensvorstellungen der Unterschicht für die entwicklungsgeschichtliche Vorstufe und Grundlage der Anschauungen der Oberschicht ansah und daß man, um die Ursprünge und Wurzeln der Religion zu erkennen, alles Bemühen an die Erforschung des Glaubens der Volksuntergeschichten setzte. Vergebliches Bemühen! Denn von den Glaubensansichten der Unterschicht zu denen der Oberschicht führt keine Brücke; der Klassenunterschied beruht in Wirklichkeit auf einem Rassenunterschied. Der Standesunterschied fußt nicht (jedenfalls nicht in Griechenland) auf einem Unterschied des Grades, der Entwicklungsstufe, sondern des Wesens, der Natur.

So spricht z. B. Dieterich in „Mutter Erde“ von einer Unterschicht der Nationen, welcher der eigentliche alte Volksglaube angehöre, das „ursprüngliche Denken“ des „primitiven Menschen“. Hier ist für uns, so schreibt er, „weder Geschichte noch Persönlichkeit er-



kennbar, für uns handelt es sich um den allgemein „ethnischen Untergrund“, den ewigen und gegenwärtigen, aus dem alle historischen Religionen wachsen . . . und in den sie zurücksinken, je nachdem ihr geschichtliches Leben sich auslebt.“ Dieterich hat noch nicht erkannt, — so wenig wie Oldenberg, Gruppe, Rohde, Chamberlain und andere — daß diese Unterschicht sich von der Oberschicht in zweiter Linie erst durch geringere Entwicklung und Bildung unterscheidet, in erster Linie jedoch durch andere Erbanlagen, durch geringere Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit, durch von vornherein weniger hoch gestelltes Denken und Fühlen. Die Grundtatsache der Rassenschichtung eines Volkes ist von bedeutsamster, kaum überschätzbarer Reichweite. Wenn Dieterich z. B. den Glauben an die Mutter Erde für „relativ älteste Volksreligion“ hält, wenn er der Meinung ist, hier müßten „letzte Wurzeln religiösen Denkens verborgen sein“, so verkennet er den geistig-seelischen Grundunterschied zwischen der Nordrasse und den niedriger stehenden Menschenrassen. Ähnlicherweise übersieht er, wenn er hinsichtlich Griechenlands von „attischer Volksreligion“ spricht, die rassennmäßige Verschiedenheit zwischen Athenern und Attikern, die Günther hervorgehoben hat<sup>1)</sup>. Die Berichtigung dieser Irrtümer hat freilich erst die mächtig vorgeschrittene Rassenforschung des 20. Jahrhunderts bringen können.

Ich glaube, daß man behaupten darf: Für die unvermischten Zweige der Nordrasse standen fast schon von Anfang an die vegetativ-animalischen Erscheinungen von Zeugung, Fruchtbarkeit und Tod nicht im Vordergrund ihrer religiösen Weltbetrachtung. Daß vollends diese Rasse je einem kruden Fruchtbarkeitskult gehuldigt habe, einer „Religion“ etwa, die „in sexuellen Riten, im brünstigen Kult des Phallus und des Gynus“ besteht, wie wir es von den wilden Völkern wissen, halte ich für ausgeschlossen. Ich sehe in solchen Kulte nichts von den „ursprünglichen Anschauungen echter Volksreligion“ (Dieterich), sondern lediglich die rohen Vorstellungen barbarischer Menschenarten. Die ethnologische Schule, die aus der Untersuchung der „Naturvölker“ und der Volksunterschichten letztgültige und tiefste Aufschlüsse über Ursprung und Wesen der Religion erhofft, befindet sich auf einem völlig falschen Wege. So

<sup>1)</sup> Rassenkunde Europas, 8. Abschnitt.

wenig wie es eine „Menschheit“ gibt, so wenig gibt es eine allgemeinmenschliche Religion, und der Begriff der Entwicklung der Religionen ist ebenso zweitgeordnet (sekundär) wie der Begriff der menschlichen Entwicklung überhaupt. Vielmehr gilt für die Religion das tiefe Goethe-Wort:

Wie einer ist, so ist sein Gott,  
Darum ward Gott so oft zu Spott.

Was Altgermanien angeht, so liegen, ähnlich wie in Indien, für dieses die Dinge lange nicht so klar wie für Altgriechenland. Die Vorstellungen von chthonischen Dämonen und Totengeistern sind auch hier reichlich vorhanden; wir denken an jene Berg- und Erdgeister der Elben und Holden oder Huldren und an die unterirdischen Zwerge, vor allem auch an Wodan=Odin, den alle Haupteigenschaften zu einem Gott der Toten und selbst des Zaubers stempeln<sup>1</sup>). Er führt das wilde Heer (der Seelen!), er war der Gott der Erhängten, ja er hat selbst, sich selbst geweiht, am Baum gehangen<sup>2</sup>). Wahrscheinlich hat er den älteren, rein-nordischen Himmelsgott Donar=Thor nach und nach in den Hintergrund gedrängt. Man muß hier irgendwelche vorderasiatische Einflüsse annehmen<sup>3</sup>). Wie Balder, der jugendliche, schöne, doch sterbende, an den Aðonis gemahnt, wie Freya, „die verbuhlte“, mit ihrem Ragen gespannt nichts anderes sein kann als ein Nachbild der Kybele mit ihrem Löwenwagen<sup>4</sup>), so muß auch Wodan=Odin unnordische Prägung erfahren haben. Dennoch hat dieser Erdglaube bei weitem nicht den Umfang, die Ausbildung und Kraft erlangt, wie im Altmittelmeer. Daher rührt es wohl auch, daß, neben dem Fehlen von eigentlichen Mysterien, ausführlichere Mythen von Hel, der Herrscherin im Totenreiche, mangeln<sup>5</sup>).

1) Tacitus bezeichnet Wodan als Mercur (= Hermes)!

2) Über den an einem Baum oder Galgen hängenden Gott in den orientalischen Religionen siehe die schon genannte Schrift von Brückner.

3) Siehe hierüber Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, 1925.

4) Man beachte bei Freya und Balder den unnordischen Polgegensatz Phallos=Kult — Tod.

5) Auch bei den nordischen Hellenen waren die Vorstellungen vom Schattenreich des Hades nur gering entwickelt, eben nur „schattenhaft“ gewesen (im Gegensatz zum kräftig und mit üppiger Phantasie ausgeführten Unterwelt-Gemälde der Pelasger).

Im übrigen ist ein beträchtlicher Teil dieser chthonischen Vorstellungen auf Rechnung der alpinen, dinarischen und in Nordosteuropa auch der ostbaltischen Rasse zu setzen. Die Sagen vom Hörselberg z. B., wo Frau Holle (Venus) haust und alle Hexen zusammenkommen, oder vom Berge Meißner mit dem Höllental und dem Frauholleteich, aus dem die Kinder stammen, darf man mit gutem Grund der ostischen Rasse zuschreiben, weil diese ja im ganzen westlichen Europa in die Gebirgsgegenden zurückgedrängt war<sup>1)</sup>. Auf die „ostbaltische“ Rasse, die den Grundstock der finnisch-ugrischen Völker ausmacht<sup>2)</sup>, bezieht sich eine gewichtige Mitteilung Gunterts in seinem ein weites chthonisches Gebiet überblickenden Buch „Kalypso“. Wir lesen dort, daß allen diesen Völkern eine chthonische Gottheit Koljo gemeinsam war, deren Name zwischen den Bedeutungen Riese, Popanz, böser, in Höhlwegen (!) hausender Geist, Herrscher der Unterwelt sich bewegt. „Diesem Todesgott werden schwarze Opfertiere geschlachtet und die Gaben an ihn werden auf ein schwarzes Tuch gelegt<sup>3)</sup>.“ Der Einfluß dieser nordöstlichen Völker ist deshalb nicht zu unterschätzen, weil zwischen ihnen und den Indogermanen uralte Zusammenhänge nachweisbar sind<sup>4)</sup>.

In Wagners „Ring des Nibelungen“, entsprechend der Auffassung der Grimmschen Schule, erscheint Wotan als Himmelsgott<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 50, Anm. 2.

<sup>2)</sup> Vgl. Günther, Rassenkunde Europas 1926, 7. Abschnitt.

<sup>3)</sup> Hier sei noch eine auffällige Ähnlichkeit zwischen Mittel- und Südeuropa vermerkt. Fehrle (Deutsche Feste und Volksbräuche) berichtet von dem in Bayern bestehenden Unterschied zwischen schönen und „schiachen“ (garstigen) Perchten. Die letzteren werden von 12 Burschen dargestellt, die hölzerne Teufelsmasken und schwarze Schaffelle tragen. Ähnlicherweise fuhr man auf Kreta alljährlich in schwarzvollenen Kleidern zu dem in einer Höhle des Ida hausenden chthonischen Zeus. Die schwarze Farbe ist ein allgemeines Zeichen dessen, wer (oder was) der Unterwelt gehört.

<sup>4)</sup> Sogar in späterer Zeit bestanden noch Zusammenhänge. In Hoops Reallexikon der german. Altertumskunde heißt es z. B. unter „Zauber“: „Mehrfach stand der nordgermanische Zauber unter lappischem Einfluß. Die Lappen galten als die Zauberer schlechthin; zu ihnen gingen die Nordgermanen, um die Kunst zu lernen.“ Vgl. hierzu noch Eppert, Die Religionen der europäischen Kulturvölker, 1881 (Kap. V).

<sup>5)</sup> Vgl. Hoops, Reallex. der german. AK unter „Himmelsgott“. — Auch bei Wagner jedoch ist Wotans Beraterin die Erda, eine weis sagende Erddämonin, ein Seitenstück zur griechischen Pythia und der (aus Kleinasien stammenden)



Das entspricht nicht dem geschichtlichen Tatbestand, doch läßt sich diese Abweichung auch heute noch durch künstlerische Gründe rechtfertigen. So sehen wir denn nun — wir Begeisterte — in jenem mächtigen Werk hier eine Oberwelt der „Lichtalben“, mit Wotan, Donner, Fricka und der holderhabnen Freia, und dort die Unterwelt der „Nachtalben“, der Erdgeborenen, der Erdschätze bewachenden, in Höhlen hausenden Drachen, der plumpen Riesen, des schwarzen, gierigen, geschäftigen, lüstern- und listigen Geschlechts der Zwerge; und mitteninne das götterblütige und doch „reinemenschliche“ (d. h. natürlich-edelmenschliche), menschliches Glück, menschliches Schmerzens- und Todeslos erfahrende Heldenpaar Siegfried und Brünhilde. Niemals vielleicht hat ein Dichter Größeres gesehen und zum unsterblichen Werk geformt. Gesehen nur? Nein — auch mit innerem Ohr gehört und zum Geflecht einer Musik gewoben, die ohnegleichen ist. Denn das ist nicht die Stimme eines Menschen, die wir hier vernehmen; das ist Gesang eines glühenden Mittelpunkts, Ursprache eines Halbgotts.

---

Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung Apollons zu, der hoheitsvollen Gottgestalt der nordischen Hellenen. Sein häufigster und vornehmster Beiname ist Phoibos (lat. Phöbus), d. i. der Reine, Lichte, Leuchtende. Er ist zunächst der Gott der Lichterscheinungen am Himmel, besonders der regelmäßigen. So ist er der Gott der Morgenröte und des Tagesanbruchs, der Gott der Mondgestalten und damit der Zeiteinteilung in Monate und Wochen, endlich der Gott des Neuanstiegs der Sonne im Tierkreis und der merklichsten Zunahme der Tage: seine alljährliche Wiederkunft fällt in den Frühling (nachdem er den Winter bei den Hyperboreern zugebracht, die hoch im Norden, als sein Lieblingsvolk, in ewigem Licht und Frieden leben). Ebendaher war ihm die schöne, warme Jahreszeit geweiht. Ihm war auch, wie es scheint, der lichte, sternfunkelnde Nachthimmel heilig; Apollon gleicht hierin dem indischen Varuna, mit dem er auch sonst große Ähnlichkeit besitzt<sup>1</sup>). Als Lichtgott ist

---

Sibylle. — Mephisto in Goethes Faust ist offenbar ein Sendling des Erdgeistes (was Goethe leider nicht klar erkennen läßt).

<sup>1</sup>) Betreffs Varunas sei auf Günterts „Der arische Weltkönig“ verwiesen, wo der Begriff des *rtam*, der „planvollen Ordnung im Weltgeschehen“, erörtert wird



Apoll Schirmer und Förderer des Gedeihens der Pflanzen und der Herden wie auch der heranwachsenden Jugend, als Gott des Lichtes und der Ordnung beschützt er die Gesundheit<sup>1)</sup>, verhütet oder heilt er alle Krankheiten (daher sein Name *Alegrikatos*<sup>2)</sup>, der Unheilwehrer), als einem Gott des Lichtes und der Ordnung sind ihm die Berge, namentlich die Vorgebirge heilig, die das erste und letzte Licht empfangen und den Schiffahrern zur Ortsbestimmung dienen. Apollon steht dem geregelten Feldbau vor und ward besonders verehrt als Schutzherr und das Volkswachstum fördernder Betreuer der Koloniengründung. Derart erscheint er überall als Gott des wohlgeordneten, wachsenden, blühenden Lebens. Aber wie Artemis hinsichtlich der Frauen, gebietet auch Apoll, der Übermächtige, über der Männer Sterben: er führt den silbernen, todbringenden Bogen. Er ist so auch ein Gott des Todes (nicht aber der Toten und der Unterwelt, wie die pelasgisch-äthyonischen Dionys, Hermes, Demeter und Persephone).

Sodann, durch Übertragung jener Eigenschaften ins Geistige, erscheint Apollon als Verleiher der Sehergabe (des „inneren Lichts“), sowie als Einflößer der dichterischen und denkerischen Erleuchtung und Begeisterung. Er führt die Musen an, seiner Obhut sind die Künstler, Dichter, Sänger und Musiker anvertraut, dazu die Ärzte, Forscher, Weisen und Gelehrten. Ferner erscheint er als Gott der sittlichen Reinheit, als Wirker von Entsöhnung, als Schützer der Rechtsordnung, der Eide und beschworenen Verträge und damit alles dessen, was sich der Anarchie, den fessellosen, frevelhaften Leidenschaften entgegensetzt. Er beschränkt die Blutrache und schafft gerechte, ordentlich-rechtliche Sühnebräuche. Bezeichnend ist für ihn, daß er — der Gott selbst — sich Reinigung von Pythons Tötung

---

(der aber von der unnordisch-niederrassigen Vorstellung der Zauberei, die sicherlich erst später in Varuna hineingetragen wurde, gänzlich abzutrennen ist). — Varuna wie Apollon sind Gottheiten der oberen Stufe der Nordrasse (vertreten durch den Betrachter, Dichter, Denker), während der riesenstarke, eß- und trinkergewaltige Indra, dem Herakles und der germanische Donar an die Seite zu stellen sind, die Gottheit der unteren Stufe (des Kriegers und Eroberers) darstellt.

<sup>1)</sup> Gesundheit ist physiologische (teleologische!) Ordnung im Leib eines Lebewesens.

<sup>2)</sup> Denselben Beinamen trug Herakles. — Bei den Spartanern wurde Apoll vor allem auch als Kriegsgott, als Helfer im Kampf verehrt.

auserlegt. In jeder Hinsicht ist Apoll der Feind des Rohen, des Unreinen und Unholden, des Mächtig-Dunklen, des Wirren, Wüsten, Wilden. Ist Dionys ein Gott der Finsternis, des ausschweifenden, wild wuchernden Un- und Übermaßes, so ist Apoll ein Gott des Lichts, der Ordnung, des harmonisch edlen Maßes. Dionysos ist irdisch-allzu-irdischer, Apollon ist erhaben himmlischer Beschaffenheit; er ist der Gott der reinen, edlen Menschlichkeit. (Wohlgemerkt: einer Menschlichkeit, die nicht aufgeht in weicher Mitleidigkeit<sup>1)</sup>, sondern die fähig ist auch hart zu sein, wo es Abwehr und Kampf gegen Unwürdiges, Niederziehendes, Befleckendes gilt. Auf dieser Abwehr, als Vorbedingung, erhebt sich erst die eigentliche höhere Menschlichkeit.)

Die nordisch-apollinischen, vornehmlich männlichen Eigenschaften nehmen das „obere Stockwerk“ (um mit Fischers „Auch Einer“ zu reden) des Menschengeistes ein. Sie bestehen, wie ich an anderer (unveröffentlichter) Stelle näher dargelegt, aus zwei logischen, rationalen und zwei ethischen (irrationalen) Vermögen. Jene beide sind einerseits Verstand und Vernunft samt praktischer Voraussicht und Besonnenheit, andererseits Schönheitsinn, Ordnungssinn, Kunstinn, Stilsinn; diese beiden sind einerseits die sittliche Urteilskraft<sup>2)</sup> samt Gewissen und Ehrgefühl (pudor, Schamgefühl höherer Stufe) und andererseits die ahnende Ehrfurcht, die Grundlage der echten Frömmigkeit<sup>3)</sup>. Dagegen gehören die urweiblichen Gefühle Furcht und Mitleid (mit- samt der Grausamkeit), die Aristoteles als Kern des tragischen Ge-

1) Das Mitleid ist, nebenbei gesagt, eine zwar unerläßliche, doch untergeordnete Tugend. Es gewahrt nur die Einzelfälle des Elends und Unglücks, aber es fragt nicht danach, ob diese Einzelfälle nicht sehr oft Folgen allgemeiner Ursachen seien, auf deren Bekämpfung, als der Wurzeln der Einzelübel, das Hauptaugenmerk zu richten wäre. Diese allgemeinen Ursachen bestehen vorwiegend in ungesunden Lebensverhältnissen oder Lebensgewohnheiten, womöglich in Ausschweifungen und Laster.

2) Aus dem praktisch angewandten sittlichen Urteil betreffs der Abwägung und Verteilung des jedem zukommenden Rechts entsteht eine der höchsten männlichen Tugenden, die Gerechtigkeit. — Schopenhauer (Grundlage der Moral) versucht vergeblich die Gerechtigkeit aus dem Mitleid abzuleiten.

3) Der ahnenden Ehrfurcht entspricht auf gegenständlicher Seite das Unerforschlich-Göttliche. Frömmigkeit aus „reiner Vernunft“ ist unmöglich.

fühls aufstellt, zum weiblich eingestellten Kreis des Mittelmeers, wie denn auch die Tragödie mittelländischer Herkunft ist<sup>1)</sup>.

Die Gemeinsamkeiten, die Dionys mit Apoll scheinbar verbinden, erweisen sich, genau besehen, als ebensovielen Verschiedenheiten. Beide sind Götter des Wachstums; doch dieser als Spender des Lichts, jener als Treiber und Beweger des aus den dunklen Wurzeltiefen aufsteigenden Saftes<sup>2)</sup>. Beide beschenken mit Gebergabe; aber die von Apoll verliehene ist Erleuchtung von oben oder bewußt geübte Zeichendeutkunst<sup>3)</sup>, die vielleicht erst im Wettbewerb mit dem üppigen pelasgischen Orakelwesen ausgebildet wurde, während die Mantik des Bacchos die stammelnde Bewußtlosigkeit, die ekstatische Betäubung durch Erddämpfe zur Bedingung hat. Beide, auch Apoll, stehen dem Tanze vor; doch dieser, mit den ihm zugeweihten Paian, führt den langsam bewegten, gemessen-feierlichen Reigen der Dorer an, indessen jenem der „wütende, wirbelnde, stürzende Rundtanz“ eignet. Beide, zuweilen auch Apoll, erscheinen gehörnt. Bei Dionys sind diese Hörner die Merkmale des Boocks<sup>4)</sup> oder Stiers. Bei Apollon dagegen bedeuten sie (wie auch beim indischen Agni) den Hinweis auf das Tierkreisbild des Widbers, das Zeichen der machtvoll wiederansteigenden Frühlingssonne<sup>5)</sup>. Auch die achtfährige heilige Pe-

<sup>1)</sup> Das tragische Gefühl des nordischen Menschen besteht dagegen aus Ehrfurcht und Bedauern, anders gesagt: aus Heldenverehrung und Heldenbetrauerung. — Dem nichtnordischen Menschen fehlen im allgemeinen die (irrationalen) Eigenschaften des sittlichen Sinnes und der verecundia (Verehrungsfähigkeit, Ehrfurcht). Daher neigt er zum Rationalismus, ja zur Rabulistik und Sophistik.

<sup>2)</sup> Die pelasgischen Phallosprozessionen hatten auch den Zweck, die Fruchtbarkeit der Felder zu befördern; denn dieses Zeichen, als homöopathisches Zauber mittel angewandt, galt als stärkstes Symbol des Wachstums. Apoll hingegen tritt rein himmlisch als Beschützer der Felder gegen Schaden auf. Dort haben wir eine abergläubische Zauberreligion, hier einen zauberfreien Glauben aus vertrauender Frömmigkeit.

<sup>3)</sup> Bei den Römern war das Erkunden der Auspizien durch die Auguren wohl nordischer Herkunft, während die später aufgekommene Eingeweideschau von den Etruskern stammte.

<sup>4)</sup> Da und dort übrigens war Apoll mit dem vordorischen (zweifelloso pelasgischen) Widdergott Karneios verschmolzen. Wille (Laconische Kulte, 1893) sieht in Karneios einen Gott der vordorischen Minner, „welcher mit Apollon indentifiziert wurde“.

<sup>5)</sup> Agni wird oft auf einem Boock reitend dargestellt. Apoll und Agni, weil Götter der Nordrasse, haben auch das gemein, daß sie als blondlockige Jünglinge



riode von Delphi ist offensichtlich gestirnlischen Ursprungs, weil 99 Monate (d. h. Mondumläufe) sich fast genau mit acht Jahren decken<sup>1)</sup>. Stets wieder zeigt sich also, daß Apollon — echt hellenisch — ein Gott des Lichtes war, aber auch und besonders ein Gott des Maßes, der Ordnung, der hohen Harmonie. Recht und Schönheit — beide beruhen auf Maß und wohlgefügter Ordnung — sind Geschenke dieses Gottes; die Auffassung der Welt als eines Kosmos, als eines wohlgeordneten Ganzen, ist apollinisch.

Überaus schön sagt Gruppe von dieser herrlich-göttlichen Erscheinung: „... und sicher hat Apollon in der Dichtung seit früher Zeit die vielbewunderte Ordnung und Gerechtigkeit der Welt verkörpert; er ist der Ausdruck für die himmlische Musik gewesen, die den griechischen Dichtern aus der Außenwelt entgegenzutönen schien, weil sie in ihrem eigenen Gemüte erklang. Apollon begründet, beschützt und rächt nach einer bis in die älteren Zeiten der Heldendichtung zurückgehenden Vorstellung die heilige Ordnung, die sich ebensosehr in der unbelebten wie in der belebten Natur, im Sittengesetz wie im bürgerlichen Leben ausspricht“<sup>2)</sup>.

• Dem nördlich vom Gleicher aufsteigenden Ast der Elliptik wurden (schon von den Sumerern?) wohl deswegen die Zeichen des Widlers, des Stieres und der Zwillinge (d. h. eines Ziegenpaares) beigelegt, weil diese bergsteigenden Tiere die höchsten Höhen erklimmen; das Dritte der Vergleichung ist somit das Emporsteigen<sup>3)</sup>.

vorge stellt wurden. Apoll hieß chrysokomos (der Goldhaarige). Sowohl die nordische Blondheit wie die goldene Frühlingssonne mögen zu diesem Bilde beige tragen haben.

<sup>1)</sup> Daß auch im germanischen Göttersagenkreis die Beziehungen zwischen den zwei großen Gestirnen Sonne und Mond (Brünhilde und Siegfried, wobei die Larnkappe dem Neumond entspricht) bedeutungsvoll waren, hat namentlich Siecke („Drachenkämpfe“) aufgezeigt.

<sup>2)</sup> Wie die Hellenen diesen ihren Gott leiblich erschauten, dafür besitzen wir ein wundervollstes Beispiel im Apoll vom Belvedere. Der griechische (dorische) Tempel spricht das apollinische Wesen vielleicht am reinsten aus.

<sup>3)</sup> Dazu kommt, daß diese Tiere eben zur Zeit (demnach mit) der neuanssteigenden Sonne wieder zu den Bergweiden emporsteigen. — Auf Delos war ein Apoll geweihter Hörneraltar. Ob nicht auch der „hörnene“ Siegfried ursprünglich einen gehörnten Lichtgott bedeutete? Wenn dagegen Christus als Lamm Gottes bezeichnet wurde, so weist dies auf chthonisch-unmordische Kultgebräuche (Vopfer, „Sündenbock“).



Apollons Hörner könnten übrigens auch die des Halbmondes bedeuten, da der siebente Monatstag, also ursprünglich der Tag des ersten Mondviertels, als sein Geburtstag galt und ihm besonders heilig war.

Der Gegensatz zwischen Apoll und Dionys spricht sich auch in bestimmten Verwandtschaften aus. Jener ist der Zwilling Bruder der Leuschen, spröden Artemis, der Hüterin der Jungfräulichkeit, dieser dagegen gilt als Vater des Priapos, des Gottes bödsicher Lüsterheit<sup>1)</sup>. Bisweilen wurden die beiden Götter sogar vereinerleitet. Bei Gruppe heißt es: „So ward denn Dionysos dem Priapos gleichgestellt und galt als Bringer der Liebesfreuden; man nannte ihn auch Hymenaios. Als Phallos scheint man ihn auch in gewissen Riten, durch die sich die Frauen mit dem göttlichen Wesen erfüllen zu können glaubten, betrachtet zu haben. Er galt deshalb auch als Gott der Frauen, das weibliche Geschlechtsleben stand unter seinem Schutz. Später ist diese Seite des dionysischen Wesens besonders für die Mysterien wichtig gewesen, wo aber der Phallos meist durch eine Schlange ersetzt gewesen zu sein scheint.“ (Vgl. oben S. 44.)

Die Erzählungen von Liebesverhältnissen, die für Dionysos, für Hermes und selbst für Zeus so reichlich fließen, sind bei Apollon nicht vorhanden; denn solches widersprach dem edelstrengen Wesen dieses Gottes. So lesen wir bei Pauly-Wissowa: „Die Liebesverbindungen, mit welchen Apollon in der Sage verknüpft erscheint, entbehren zum größten Teil des eigentlich erotischen Charakters.“ Meist sind sie aus „genealogischen“ Gründen erfunden worden; ihnen „reicht sich eine kleine Zahl echter Liebesgeschichten an, die miteinander den Zug gemeinsam haben, daß die Liebe des Gottes zu einer Sterblichen unglücklich ist, entweder verschmährt oder getäuscht

---

<sup>1)</sup> Des Priap Mutter war Aphrodite. In Korinth, wo immer pelasgisches Wesen und phönizisch-orientalischer Einfluß vorherrschte, wurde sie von den kauslichen Hetären als „Göttin“ „verehrt“. — Es versteht sich, daß die nordischen Hellenen für die Pelasger und ihre Rassenverwandten kaum etwas anderes als Verachtung übrig hatten. J. B. war das griechische Sprichwort „Drei A sind am schlechtesten“ auf die Karer, Kappadoker und Kreter gemünzt. Beloch (Griech. Gesch.) führt die „sittlichen Nationalfehler“ (Unredlichkeit usw.) der Griechen, aber auch „ihren hochentwickelten ästhetischen Sinn“ auf die vorgriechische Bevölkerung zurück, als ein Erbteil derselben. Vgl. S. 104, Anm. 2.

wird.“ Welch seltener und fast ergreifender Zug bekundet sich in diesem trockenen Bericht eines gelehrten Nachschlagewerks!

Im übrigen drückt sich hierin die nordische Gesinnung aus, welche geschlechtliche Vereinigung nicht oder kaum außerhalb der von der Sitte gesetzten Schranken kennt, — Schranken, die der Nichtnorde so leicht und unbedenklich übertritt<sup>1)</sup>. „Wir hören von keinen Liebschaften zwischen Jungfrauen und Junggesellen“, so schreibt Andrew Lang über die Griechen Homers.

Wir müssen wissen, daß der nordische Mensch nicht nur der sinnlichen Hitzigkeit (und Dauererregung) der Südvölker entbehrt, sondern in jener körperlichen Vereinigung auch ein innigstes seelisches Nahetreten sieht, das Auseinandersetzung und Vereinbarung heißt mit dem so feinen Sinn des Norden für Anstand und Abstand zwischen Menschen. In seiner lesenswerten Schrift „Rasse und Rassefragen in Deutschland“ schreibt Otto Hauser, „daß nur der nordische Mensch ein verfeinertes Schamgefühl und eine besondere Geschlechtsmoral kennt“. So wie ihn ein lebhaftes Bedürfnis nach körperlicher Reinlichkeit auszeichnet<sup>2)</sup>, so fühlt er auch ein tiefes Verlangen nach sittlicher Sauberkeit<sup>3)</sup>. Der nordische Mensch besitzt hier manchmal ein Feingefühl, das den geraden Gegensatz zu der so oft bemerkbaren Schamlosigkeit des Menschen der alpinen und mittelländischen Rasse und namentlich des vorderasiatischen Juden darstellt und die von diesen gern als Prüderie bespöttelt wird. Ein der Erwähnung wertiges Beispiel hierfür bietet Leibl, der hervorragende Künstler, der die Beobachtungsgabe der Nordrasse mit ihrem Schönheitsinn und ihrer handwerklichen Gediegenheit ver-

---

<sup>1)</sup> Dem rechtlichen Sinn des nordischen Menschen widerstrebt jede Gesetzesübertretung, besonders auch die des ungeschriebenen Sittengesetzes. Dagegen gilt vom Süd- und Morgenländer das Ovidische „Nitimur in vetitum“ (Wir neigen zum Verbotnen hin). Oft reizt das Ungezügliche auch seinen Ehrgeiz, d. h. sein eitles Streben nach falschem Ruhm. So schreibt z. B. Laine in seiner Kennzeichnung des Wesens der Romanen (*Philosophie de l'art*, 1909, 3. Teil, Kap. I): „In Frankreich sagte ein Grandseigneur, als er von einem gewürfelten Diplomaten sprach: „Wer sollte ihn nicht anbeten? Er ist so lasterhaft.““

<sup>2)</sup> Vgl. Günther, *Rk. d. d. V.* Abschnitt 12.

<sup>3)</sup> Umgekehrt der nicht-nordische Mensch. So entspricht z. B. der Unreinlichkeit der Italiener ihr Mangel an Ehrlichkeit und Gewissen. Von der vorderasiatischen Rasse gilt anscheinend daselbe.

band. In der Kunstgeschichte von Lübke-Haack lesen wir: „Ein so starkes Bedürfnis nach Männerfreundschaft Leibl, diese durch und durch männliche Persönlichkeit, empfand, von Frauenliebe ist er sein Leben lang fast unberührt geblieben... Eine ganz außergewöhnliche Zartheit des Empfindungslebens war dem alten Junggesellen eigen. Die geringste Zweideutigkeit war ihm im Grunde seiner Seele zuwider. Ja, seine Schamhaftigkeit ging soweit, daß er, der große Maler, nicht weiblichen Akt malte.“ Dieser Wesenszug Leibls erscheint wohl etwas übertrieben, aber er liegt ohne Frage in der Richtung nordischen Empfindens<sup>1)</sup>.

Der erste Teil vorliegender Schrift hat gezeigt, daß der Morgen- und Südländer, sobald er „moralisch“ denkt, das Geschlechtliche in jeder Form verwirft. Er vermag nicht grundsätzlich zu unterscheiden zwischen dem in der Eihe sittlich gebundenen und daher lebenswertvollen Geschlechtstrieb und der außersittlichen, wilden Geschlechtsbefriedigung. Die Abweichung dieser Ansicht von der nordischen ist so bedeutend und wichtig, daß es geboten scheint, die beiden Anschauungen noch einmal scharf zu umreißen. Die süd- und morgenländische Auffassung besagt: „Alle Geschlechtlichkeit ist sündig. Die Ehe ist nur das kleinere Übel, weil sie vor Hurerei bewahrt<sup>2)</sup>.“ Demgegenüber lautet die nordische Auffassung: „Die Ehe ist ein Heilium; sie ist die Grundlage aller irdisch-menschlichen Gesittung. Sowohl die Askese als auch die wilde Geschlechtsliebe sind zu verwerfen<sup>3)</sup>.“ Reinblütig nordisches Menschentum kennt also nur die Sinnlichkeit, welche gebunden und gebändigt ist durch Sittlichkeit. Die Griechen Homers wie die Germanen zur Zeit des Tacitus sind Beispiele für solche nordische Rassensitte. Sie kennen nur solche Sitte, während der unnordischen Askese der ungleich mächtigere Phalloskult zur Seite steht.

<sup>1)</sup> Das Bedürfnis nach Männerfreundschaft ist eine ausgesprochen nordrassische Eigenschaft, die namentlich die Hellenen auszeichnete. (Dagegen bedürfen die „Männchen“, einst wie jetzt, vor allem einer „Freundin“.)

<sup>2)</sup> Vgl. hiezu Paulus, 1. Kor. 7. — Daß den Germanen durch das Christentum die unnordische Auffassung aufgezwungen wurde, gehört zu den unfasslichsten und erschütterndsten Ereignissen der Weltgeschichte.

<sup>3)</sup> Bemerkenswert ist es, daß auch Wagner die nordische Ansicht teilt. In seiner „Mitteilung an meine Freunde“ (1851) spricht er von seiner „Sehnsucht nach Befriedigung in einem höheren, edleren Elemente“ und erklärt weiter, daß



Man muß indessen nicht nur zwischen sittlich gebundener und sittlich ungebundener Geschlechtlichkeit unterscheiden, sondern auch sinnliche und übersinnliche Geschlechtsliebe auseinanderhalten<sup>1)</sup>. Auch diesem Unterschied könnte der zwischen Dionys und Apoll zugeordnet werden. Dem Dionys entspricht die irdische Liebe, dem Apoll die himmlische Liebe, welche der echten Frömmigkeit so nah verwandt ist<sup>2)</sup>. Jenem ist die begehrende Liebe zuzuteilen, das sinnliche Verlangen und Genießen, diesem die verehrende Liebe, die Heiligachtung der Jungfräulichkeit, die Anbetung der holden Hoheit des Mädchens. Wie Erde und sinnliche Liebe dort, so gehören Himmel, Sterne und unsinnliche Liebe hier zusammen. Dort ist das Weib sehr antastbares Erdenwesen, hier ist es Himmelsgeschöpf, unantastbarer Engel.

Das dem Apollon heilige Tier war der Schwan. Auf einem Schwanenwagen, so erzählt die Sage, kehrt er im Frühling von den Hyperboreern zurück. Am Tage seiner Geburt umkreisten Schwäne, singend und siebenmal, die gottbeglückte Insel Delos. Das schneeicht weiße, stolze Tier ist augenscheinlich das Sinnbild der Reinheit, Schönheit, Hoheit; so wurde es dem Gott geweiht. Von ihm soll auch der

dieses Verlangen (das sich in ‚Lannhäuser‘ und ‚Tristan und Isolde‘ bis zum Verlangen „nach dem Ersterben in einem Elemente unendlicher, irdisch unvorhandener Liebe, wie es nur mit dem Tode erreichbar schien“, romantisch übersteigerte) „im Grunde“ nichts anderes sei als „die Sehnsucht der Liebe, und zwar der wirklichen, aus dem Boden der vollsten Sinnlichkeit entkeimten Liebe, — nur einer Liebe, die sich auf dem ekelhaften Boden der modernen Sinnlichkeit eben nicht befriedigen konnte“. Wagners Empfinden, sehr scharf und fein, wenn man bedenkt, daß damals die „Moderne“ sich eben erst mit der beginnenden Enttöndung und dem freilich rasch wachsenden Einfluß der Juden entwickelte, entspricht ganz dem nordischen Geist.

<sup>1)</sup> Weininger hat in seinem scharfs und tiefsinnigen Werk „Geschlecht und Charakter“ den genannten Gegensatz in neuer Weise, wenn auch nicht durchweg mit Glück behandelt. Seine Beurteilung des Weibes freilich — hier erweist er sich als Orientalen — ist überspannt, läßt jedes Maß vermissen, indem sie namentlich die Grenze zwischen (ehrbarem) Weib und Dirne zu verwischen sucht.

<sup>2)</sup> Man mag die verehrende Liebe zum Weib immerhin einen „sublimierten Geschlechtstrieb“ nennen: zu solcher Veredlung sind nur die wenigsten fähig. Treffend spricht Günther von dem „nordischen Drang zur Erhöhung des Weibes“, dem die vorderasiatische „Weibeserniedrigung“ gegenübersteht (Rasse und Stil, Abschnitt 4 u. 8). Goethes Marienbader Elegie zeigt den Zusammenhang zwischen (nordischer) Frömmigkeit und verehrender Liebe. Siehe auch oben S. 24.



Schwan die Gabe der Weissagung erhalten haben. Bemerkenswert ist noch, daß der Schwan aus dem Norden stammt (er teilt dies Merkmal mit der nordischen Rasse, während Panther und Löwe, Tiere des Dionys, südlicher, tropischer Herkunft sind), und daß das weiße Gefieder als strikter Gegensatz zur meistens schwarzen Farbe der chthonischen Tiere erscheint.

In Delphi hatten die Griechen den Kultus des Olympiers mit dem des fremden Gottes verschmolzen und vereint. Man darf für die Geschichte von Delphi, meiner Mutmaßung nach, die folgende Stufenreihe annehmen:

1. Pelasgische Verehrung des Drachen Python (Schlangenkult) und uraltes Erborakel;
2. Festsetzung und Ausbreitung der Hellenen; Tötung des Python durch Apoll (etwa um 1200 v. Chr.);
3. Aufnahme (Wiederaufleben?) des Dionysoskultes; pelasgische Gegenwirkung und Neuerstärkung (im 6. Jahrh. v. Chr., zusammenfallend mit dem Aufhören der griech. Kolonisierung);
4. Ausgleich zwischen Apoll und Dionys.

Gemäß diesem Ausgleich zwischen dem Erd- und dem Himmels-gott — der Ausgleich ist offenbar der religionsgeschichtliche Ausdruck für die stark vorgeschrittene rassengeschichtliche Verschmelzung zwischen Hellenen und Pelasgern — war das delphische Jahr fortan in zwei Teile geteilt, zeigte der delphische Tempel in seinem Vordergiebel Apollon mit den Musen, in seinem Hintergiebel Dionys mit den Mänaden. Acht Monate erklang der Paian, im Winterdritteljahr indes der Dithyrambos, der Zagreus, den Zerrissenen, besang (Vgl. oben S. 20). Die apollinische Wahrsagekunst hat durch den Erd-gott eine tiefgreifende Veränderung erfahren. „Mit der mantischen Ekstase nimmt Apollo selbst in seine Religion ein dionysisches Element auf. Von nun an kann er, der sonst so gehaltene, stolze und spröde, mit Beinamen bezeichnet werden, die bakchische Erregung und Selbstvergessenheit ausdrücken. Er heißt der Schwärmende, der Bakchische“ (Kohde). Die Weisheitsprüche aber, die den delphischen Tempel zierten, wie „Nichts zuviel“ und „Erkenne dich selbst“, sind rein apollinischen Wesens, sie sind das Gegenteil vom bacchischen Rausch und Taumel.

Der Name Delphi kommt wohl von Delphin; auch dieses Tier, das Zeichen der Meeresstille und glücklichen Fahrt, war Apollon heilig. Allerdings dürfte im Apollon Delphinios die Zusammenschmelzung mit einem alten fischgestaltigen Gott der Pelasger vorliegen<sup>1)</sup>, ähnlich wie Apoll mit Karneios verschmolzen war.

Delphi galt als „Nabel“ der Erde: es war offenbar ein heiliger Mittelpunkt der pelasgischen Welt gewesen. Auf Münzen ist Apollon — zum Zeichen der Beherrschung — auf diesem Nabel (einem halbkugeligen Stein) sitzend oft dargestellt.

Auch der berühmte Heilgott Asklepios (Aesculapius) war in Delphi zu Apoll in Beziehung gesetzt worden. Er ward als dessen Sohn angesehen. Für das chthonische Grundwesen des Asklep spricht einmal sein Zubehör, die Schlange, und zum andern der in seinem Kult weitverbreitete Tempelschlaf, die sog. Inkubation, die den Zweck hatte, durch Schlaf und Traum an geweihter Stelle Rat (oder auch Heilung) zu erfahren.

Nietzsche behauptet („Geburt der Tragödie“), dionysisch sei der Rausch, apollinisch der Traum. Nichts kann verkehrter sein; denn auch den Traum sah man als von Erdgöttern eingegeben an. Besonders Hermes galt als Gott des Schlafes und der Träume; von seiner engen Verbindung mit der Ge haben wir schon gehört. „Bei jeglicher Inkubation war es schließlich die Erde, die den Traum gab“ (Dieterich, Mutter Erde). Will man hier gegenüberstellen, so findet sich: Dionysisch ist der Rausch, der Traum, der Wahn, die Schwärmerei, das Hirnspinnst, die zügellose Einbildungskraft, die Willkür orientalischer Phantasie, endlich Cophistik und Rabulistik. Apollinisch dagegen sind Wahrheitsliebe und Wirklichkeitsinn, ist die gewissenhafte Forschung, die treue Beobachtung, die deutliche Einsicht. Apollinisch war „die überschauende und überwältigende Kraft des Denkens, die Reinheit und Klarheit der wissenschaftlichen Gesinnung“, die Windelband dem Aristoteles nachrühmt, dieser „Verkörperung des Geistes der Wissenschaft, wie sie die Welt nicht wieder gesehen hat“.

<sup>1)</sup> Erinnert sie hier an die syrische, besonders in Askalon verehrte Fischgöttin Derketo (daher der „schwarze Walfisch“ zu Ask.). Auch im Archistentum gab es ein heiliges Fischsymbol. (Vgl. Burgers Schriftchen ‚Antike Mythen‘ und Archiv für Relig.-Philos. 1911.)

Die griechische Philosophie und die neuzeitliche Naturwissenschaft — beide sich ebenbürtig an Großartigkeit — sind Leistungen dieses nordrassisch-apollinischen Geistes. Beide glauben an eine durch und durch gesetzmäßige Ordnung der Natur und gründen darauf ihre Erforschung der Welt. Nur die Nordrasse kennt diesen Geist der Wissenschaftlichkeit; er ist ihr Adelszeichen. Demgegenüber ist dionysisch, d. h. vor allem süd- und morgenländisch der grund- und bodenlose, mit Furcht durchsetzte Glaube an Märchen<sup>1)</sup>, an Zauberei und Wunder, kurz an das Unglaubliche. Sehen wir dort den ernstesten, gewissenhaften, an der Hand strenger Prüfung vorwärtsschreitenden Mann der Erfahrung und Wissenschaft, so sehen wir hier den „Gläubigen“, den leichtgläubig-unkritischen Toren, der theologische Lehrsätze und Legenden und jenes ganze Zaubersarsenal orientalisches aberwitziger Phantastik und Magie für „wahr“ hält, weil ihm die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit trüb und verschwommen ineinander fließen. Apollon ist der Gott jener erhabenen Besonnenheit, Dionysos, dem ja hervorragendste Zauberkraft und Wundertätigkeit zugeschrieben ward, der Gott dieser des Urteils baren Unzulänglichkeit.

Es bleibt das unvergängliche Verdienst der Griechen — hier hat das Wort Unsterblichkeit einen Sinn! — daß sie die ersten waren, die den Begriff und die Tatsache der Wissenschaft geschaffen haben, die erst nach beinahe 2000 Jahren, tief unterbrochen durch die Nacht des Mittelalters, von der germanisch bestimmten Wiedergeburtzeit erneuert wurde. Was vor und neben den Hellenen bestand, war nichts als ein mehr oder minder trübes Gemenge aus Wissen, Wahn und Wundergläubigkeit. Wie im besonderen sich die Astronomie (Aristarch!) von der Astrologie unterscheidet, so ganz im allgemeinen die nordrassische Wissenschaft vom morgenländischen Wissenswahn und „Glauben“.

Ähnlicherweise wie in Delphi hat in Athen, dem Brennpunkt griechischen Geisteslebens, eine Verbindung stattgefunden; aus dem dionysischen Dithyrambos ist durch apollinische Überbauung und Ausgestaltung die attische Tragödie entstanden<sup>2)</sup>. Dieses Wort heißt

1) Auch die von Grimm gesammelten deutschen Volksmärchen zeigen vielfach diesen unnordischen, von Krassheiten nicht freien Geist.

2) Auch zur Religion von Eleusis gehörte ein mystisches Drama, das den Raub und die Rückkehr der Persephone darstellte. Das Drama, wie überhaupt



eigentlich Bocksgesang, weil an den Dionysien die das Gefolge des Gottes bildenden Gänger des Dithyrambos und der Chöre als Böcke verkleidet waren und weil die Aufführung eines Dramas im Anschluß an ein dem Dionys dargebrachtes Bockopfer stattzufinden pflegte. Aus dem bacchischen Most wurde so apollinisch-dionysischer feuriger Wein. Desgleichen waren auch die Dionysosfeiern in Athen entwidert sozusagen und versittigt worden; „von dem altathrakischen Aufregungskult zeigt das dionysische Festleben Athens kaum einen letzten Schimmer“ (Kohde).

Dem unverfälschten, ursprünglichen Apollonglauben — das ist sicher — sind Orgiasmos und Ekstase samt allem Zaubertwesen völlig fremd gewesen. (Vgl. S. 84 Anm. 2.) Fremd waren ihm auch stets Mysterien und Mystik. v. Wilamowitz hebt ausdrücklich hervor, daß dieser Glaube keinen Mystizismus kennt<sup>1)</sup>.

Was die Komödie angeht, so ist sie solange eine rein dionysisch-priapische Veranstaltung gewesen, als sie noch nicht durch nordisch-hellenische Dichter wie Aristophanes der größten Schlägen ihrer Erdhaftigkeit entkleidet und durch Kunst veredelt war. Über das älteste Komödienspiel in Attika, rein possenhafter, pöbelhafter Art, schreibt Christ<sup>2)</sup>: „Wie die zotigen Scherze, so ist auch die niedrig-komische Tracht mit dem umgehängten Lederphallos, den ausgepolsterten Bäumen und Gefäßen solidarisch mit den Lustbarkeiten des volkstümlichen Dionysosdienstes verbunden und von hier aus in den westgriechischen Phlyax und in die altattische Komödie übergegangen.“

---

alles Theaterpiel, Verkleidungs- und Schauspielertwesen (samt Maskerade, Nummenschanz, Karneval) ist mittelländischer (und weiblicher) Natur und Herkunft. Die dichterische Kunstform der (unvermischten) Nordrasse dagegen ist das Epos, vor allem das Heldengedicht (Ilias, Nibelungenlied). — Die griechische Tragödie ist sozusagen die romantische Dichtung der Hellenen; sie zeigt einen starken nicht-nordischen Einschlag. Zwischen Aischylos und Wagner ließen sich — auch hinsichtlich der Großartigkeit des Stils — auffällige Ähnlichkeiten aufweisen.

<sup>1)</sup> v. Wilamowitz-Moellendorf, im zweiten der beiden Vorträge „Greek historical writing and Apollon“, Oxford 1898.

<sup>2)</sup> Geschichte der griechischen Literatur, 6. Aufl. 1912. Im Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart“ schreibt v. Wilamowitz: „Von der Komödie sagt Aristoteles, daß sie aus dem Chore hervorgegangen ist, der das Phalloslied sang.“ Am Dionysosfest auf Delos war die Hauptperson, die den Phallos, das Symbol des Gottes, trug, mit Ruß geschwärzt (Farbe des Chthonischen!).



Die attische Komödie ist sonach, „technisch betrachtet, ein Potpourri aus den Elementen des attischen Faschings . . .“

Den Gegensatz zwischen Apoll und Dionys bringt auch das Märchen vom Marsyas zum Ausdruck. Dieser, ein phrygischer Hirten-gott, ward von den Griechen als Silen betrachtet. Er ist aufs nächste verwandt, ja wird bisweilen selbst verwechselt mit Pan, dem zum dionysischen Bacchantenschwarm gehörigen Satyr, den sich die Alten krummasig, mit Hörnern, Bart und Füßen eines Ziegenbockes dachten<sup>1)</sup>. Gleich Pan ist er ein Liebhaber des Flötenspiels, das eng verknüpft ist mit dem korybantischen Kybelekult. Marsyas nun, angeblich der Erfinder der Flöte, hat sich darauf zum Meister ausgebildet und schließlich sich vermessen, Apoll, den Lautenspieler, zum Wettkampfe herauszufordern. Apoll geht darauf ein, die Muses, als Schiedsrichterinnen angerufen, entscheiden für den Gott und dieser hängt dann den dummdreisten Silen an einer Fichte<sup>2)</sup> auf und läßt ihn schinden. Derart erscheinen die nordischen Hellenen als Gegner der sinnlich aufreizenden Wirkung panischen Flötenspiels<sup>3)</sup> (das sich ergänzt durch sein Gegenstück, durch weichliche, empfindsame, lautklagend elegische Weisen<sup>4)</sup>). Freilich, je mehr das Nordblut schwand, desto mehr gewann jenes sinnlich erregbare und erregungsbegierige Südblut wieder die Oberhand. Schon in den letzten drei Jahrhunderten vor Christi Geburt herrschten in jenen Ländern wieder neben dem Dionys die krummasigen Satyrn und Silenen; Apollon

<sup>1)</sup> Dem Pan waren Höhlen (besonders Berghöhlen) heilig. Dieses chthonische Grundmerkmal stellt ihn in eine Reihe mit Dionys, Hermes, Kybele, Mithra. Erinnert sei noch an die zahlreichen Höhlentempel der Buddhisten. (Nach Brückner läßt eine sehr alte Überlieferung auch Christus nicht in einem Stall, sondern in einer Höhle geboren sein.) Pan galt als Urheber plötzlicher Schrecknisse („panischer Schrecken“), besonders auch plötzlich ausbrechenden Wahnsinns (Ähnlichkeit mit Dionysos!). Die stark gekrümmte Nase weist auf die vorderasiatische Rasse. Bei den Römern entsprach Faunus dem Pan.

<sup>2)</sup> Wie dem Dionysos der immergrüne Efeu, so war der Kybele die immergrüne Fichte heilig. Es ist dies wohl der ansprechendste Zug in beiden Religionen. (Doch waren auch Apoll der Lorbeer und die Mistel, beide immergrün, geweiht. Haben hier morgenländische Einflüsse mitgespielt?) — Das Hängen eines Gottes am Baum ist ein Bestandteil orientalischer Religionen. Vgl. oben S. 79.

<sup>3)</sup> Athena soll die Flöte weggeworfen haben, angeblich weil sie das Gesicht entstelle.

<sup>4)</sup> Die Elegie ist wohl ebenso wie der Dithyrambos phrygischer Herkunft. Beide wurden ursprünglich unter Flötenbegleitung vorgetragen.

und Athena waren im Begriffe zu verschwinden: Götterdämmerung brach über sie herein.

Im Zusammenhang mit der Marsyasage steht ein Märchen vom Phrygerkönig Midas. Er hatte besagtem Wettkampf beigewohnt und für Marsyas gegen Apoll gestimmt, weshalb ihn der erzürnte Gott mit Eselsohren strafte. Er verbarg sie zwar unter einem Turban, doch sein Barbier entdeckte sie. Da dieser das Geheimnis niemand verraten durfte, aber unfähig war, es für sich zu behalten, hob er eine Grube aus, flüsterte sein Wissen hinein und schüttete die Grube wieder mit Erde zu. Schilfrohr, das darauf wuchs, plauderte im nächsten Jahr das Geheimnis in alle Winde aus. Man beachte bei diesem (von Ovid in Gedichtform gebrachten) Märchen die morgen- und mittelländischen Merkmale der Halbtiergestalt (Eselsohren) und Höhlenform (Grube). Auch das Bekanntsein von Geheimnissen (profaner oder religiöser Art) gehört diesem unnordischen Wesen zu.

Hier in Kleinasien war es, wo der Apollonglaube seine erste Ausbildung erfuhr. v. Wilamowitz ist betreffs Apolls der Meinung, daß die Hellenen mit ihm entweder einen kleinasiatischen Gott übernommen oder doch einen ihrer Götter diesem gleichgesetzt hätten. Der zweite Fall<sup>1)</sup> hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Daß eine Angleichung stattgefunden hat, wird nahegelegt schon dadurch, daß Leto oder Lato, die Mutter des Apollon, eine böotische und kleinasiatische Erdgöttin gewesen war. Auch die Apoll heilige Palme weist nach dem Süden und dem Morgenland. Dazu kommt ferner die im Apollonglauben wichtige Siebenzahl, die aus Assyrien-Baby-

<sup>1)</sup> Selbst den ersten Fall gesetzt, so wäre doch zu sagen: 1. Dieser übernommene Gott war ein Lichtgott und daher dem nordischen Glauben angemessen; 2. Wie der nordische Zeus vielfach „pelasgisiert“ worden war (Stier-Zeus, chthonischer Zeus, gestorbener Zeus), so wurde dieser Apollon „hellenisiert“, und zwar so sehr, daß er als die hervorragendste und kennzeichnendste Erscheinung der nordisch-griechischen Religion anzusehen ist. — Die Sitte, Göttern Tempel zu bauen und sie in Bildern zu verehren, ist schwerlich nordischer Herkunft. Doch weist die Bauart des griechischen Tempels auf das nordische Megaron zurück, und die griechischen Götterbilder zeigen nach Gesicht und Gestalt das nordische Schönheitsbild. (Durch Tempel und Standbild erhielt die Religion der Griechen einen ästhetischen Zug. Er wurde abgestreift durch die griechische Philosophie, die das Göttliche als Geist erkannte. Dies ist die reinste, höchste Gottesauffassung; sie wurde erstmals vom Eleaten Xenophanes ausgesprochen, von Aristoteles vollendet.)

lonien stammt, wo die sieben tägige Woche mit der Heiligung des schabattu eingerichtet war<sup>1</sup>). Hat endlich Hommel recht, so gehen die Namen Lato und Apoll auf die der altarabischen Göttermutter Ulatan (Latan) und deren Sohn Habulan (Abel) zurück<sup>2</sup>). Nichtsdestoweniger ist Apoll seinem Grundwesen nach ein Gott von ausgesprochen nordrassischem Gepräge und man muß Hommel widersprechen, wenn er schreibt, „daß diese ganze Göttergestalt mitsamt dem Namen von Arabien her zu den Griechen gekommen ist“. Eine derartige Auffassung steht mit allen Haupteigenschaften unseres Gottes in einem unversöhnlichen Widerstreit; man darf sich durch den wahrscheinlich semitischen Namen und einige morgenländische Anhängsel nicht beirren lassen<sup>3</sup>). Wir werden vielmehr Günther beistimmen, wenn er sagt: „Die nordische Seele hat sich wohl in der Apollonverehrung am klarsten ausgedrückt<sup>4</sup>).“ Die Ergebnisse der Rassenseelenkunde, an sich schon höchster Beachtung wert, sind hier von ausschlaggebender Bedeutung.

Daß der Apollonglaube gerade in Kleinasien zuerst entstand<sup>5</sup>), ist daraus leicht erklärlich, daß hier die Griechen zuerst zu ihrer Höhe der Bildung und Gesittung emporgegangenen. An der Küste Kleinasiens wurden die Epen Homers vollendet. Dasselbe Land brachte späterhin Thales hervor, den Vater der griechischen Philosophie (dessen Berechnung einer Sonnenfinsternis die nämlichen Erscheinungen betraf, die dem Apollon heilig waren) und weiter Herodot, den Vater der Geschichtschreibung. Hier also müssen sich die Griechen zuerst ihres Wesens und ihres Unterschiedes von den Barbaren deutlich bewußt geworden sein und eben diese Einsicht ließ den Apollonglauben wachsen und zur Blüte kommen. Die Bekanntschaft mit einem kleinasiatisch-morgenländischen Himmelsgott (letzlich sumeri-

<sup>1</sup>) Siehe Nilsson im Archiv für Religionsphilosophie, Band 16, 1911.

<sup>2</sup>) Hommel, Ethnologie und Geographie des alten Orients, 1926. — Für das Wort Lato möchte ich übrigens Nächstverwandschaft mit dem lykischen lada (Frau) annehmen. Vgl. Kretschmers „Sprache“ (Einl. in d. AB).

<sup>3</sup>) Im Hinweis auf die Gleichheit von Apoll und Hyakinth irrt Hommel gründlich. Siehe das oben Gesagte S. 47 u. 48.

<sup>4</sup>) Rasse und Stil, 1926.

<sup>5</sup>) In der Ilias kämpft Apoll auf der Seite der Troer, während Athena den Achäern hilft. Der Trojanische Krieg war ein urhellenischer Bruderkrieg.



(scher<sup>1)</sup> Herkunft?) mag dabei wohl ihr Teil zur Entfaltung dieses Glaubens beigetragen haben.

Der Geist Homers ist der Apolls. Nirgends vielleicht — außer in der Bildhauerei der Griechen — hat sich das nordisch-adelige Wesen reiner, herrlicher kundgegeben. Diese Gesittung hat uns vortrefflich der Engländer Lang erläutert<sup>2)</sup>; er sagt darüber: „Es ist klar, daß Homer mit seinem strengen Gefühl für das Schicksliche in mancher Hinsicht keine reiche Quelle für den Anthropologen bei seiner Erforschung der sich erhaltenden barbarischen Gebräuche ist. Bei Homer üben keine menschlichen Wesen Zauberei; eine Hexe ist in den Epen ebensowenig zu finden wie eine feile Dirne. Beide sind im Alten Testament wohlbekannt . . . Homer spielt niemals an auf die niedrigen Bedürfnisse unsrer tierischen Natur . . . Er singt für ein Publikum, das den Affen überwunden hat, obgleich der Tiger nicht ganz gestorben ist. Er weiß nichts von unsern Folterwerkzeugen . . .“ Den Vortrag schließt der merkwürdige Satz: „Es ist das Wesen der erhabensten objektiven Kunst, ob in der Epik oder in der Ballade, züchtigt zu sein: die Musen sind Jungfrauen.“

Apollinisch ist aber nicht nur „die keusche Strenge Homers“, apollinisch ist auch die hohe Lebensweisheit, sind die „großartig konzipierten Bilder und die psychologisch tiefen und feinen Beobachtungen, die Homers unerreichte Eigenart bilden“<sup>3)</sup>. Der Geist Homers ist, das sei wiederholt, der Geist, der die Gestalt Apolls gebär.

Neben dem Musenführer steht ebenbürtig, aus demselben Geist geboren, Athena. Inmitten jener unnordischen Welt, der das Mutterrecht artemiden war, erhob sich diese Göttin, die Schwester der germanischen Walküren, als ein Sinnbild von eindringlichster Bedeutung: denn sie ist Jungfrau, d. h. sie ist keine Mutter, und sie ist dem Haupte des Zeus entsprungen, d. h. sie hat keine Mutter. So war Athena, im Standbild von hochgemuten Künstlern dem Schönheitsinn und ehrfürchtigen Staunen hingestellt, ein höherhab-

---

<sup>1)</sup> Über den sumerisch-babylonischen Mondgott siehe Otto Hausers Erörterung des vorjüdischen Monotheismus in seiner „Geschichte des Judentums“, 1921.

<sup>2)</sup> Bei Hoops, Die Anthropologie und die Klassiker.

<sup>3)</sup> Siehe die „Griechische Geschichte“ von Lehmann-Haupt und Beloch (in der „Einkl. in die AB“).



nes, hochragendes Wahrzeichen der nordischen Verehrung der Jungfräulichkeit und des Vätertums.

Der Sozialdemokrat Bebel ist auf Athen, „in dem das Mutterrecht am frühesten, aber anscheinend unter schroffstem Widerstand der Frauen dem Väterrecht Platz machte“, schlecht zu sprechen<sup>1)</sup>. Er stipuliert: „Die Geltung des Mutterrechtes bedeutete Kommunismus, Gleichheit aller; das Aufkommen des Väterrechtes bedeutete Herrschaft des Privateigentums und zugleich bedeutete es Unterdrückung und Knechtung der Frau.“ Es ist nun sicher, daß die Sozialdemokratie zur „Befreiung“ des Weibes Erklärliches beigetragen hat<sup>2)</sup>; aber nicht weniger gewiß ist es, daß unsere Zeit, gleich dem versinkenden Altertum, in ein Mutterrecht zurückzufallen droht, das mit Gefittung nichts mehr zu schaffen hat.

Athene Parthenos, Athene die Jungfräuliche! Welch fernherdringendes, fremdklingendes Wort in einer Zeit wie der unseren, der die Reine der Jungfrauenschaft ein leerer Schall ist, die der Zuchtlosigkeit Willkommenkränze an Tor und Türen hängt. Solchem entschämten, entsittlichten Geschlecht muß man wie eine Agis den Saß entgegenhalten, der jetzt wie je in Geltung steht: Ehrwürdig allein ist das eheliche Muttertum; die außereheliche Mutterschaft ist menschenunwürdig-unehrwürdig, tierisch. Der Hort und Anker aller Gefittung ist die geschlechtliche Sitte und Sittlichkeit, und eben die Frauen haben die Hüterinnen dieser Sittsamkeit zu sein. Der Zustand dieser Sitten ist maß- und richtungsgebend für die gesamte geistig-seelische Verfassung eines Volkes. Die alten Germanen — um ein denkwürdigstes Beispiel anzuführen — waren den Römern zur Zeit des Tacitus zwar an technischer, politischer und literarischer Kultur, d. h. an Zivilisation, unterlegen, dagegen an Sittenreinheit, d. h. an der Grundbedingung einer entwicklungsfähigen und Dauer versprechenden Gefittung weit überlegen. Die Römer waren damals ein verderbendes und sterbendes, die Germanen ein emporsteigendes, von den ewigen Göttern zum Höchsten berufenes Volk<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> In seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus“.

<sup>2)</sup> Ganz ohne Zweifel sind die meisten „Frauen“ heute „befreit“, befreit nämlich von Scham und Zucht.

<sup>3)</sup> Die Odyssee, über der Athenas Stern strahlt, erhebt sich hoch über das bloße Märchenpiel einer Abenteuerfahrt durch die Verherrlichung der Gatten-

Gleichwie Apollon war auch Athena eine Himmelsgottheit, wenn auch andrer Art. Beweis dafür ist der dem ersten Blick etwas befremdliche Umstand, daß der Göttin die Eule heilig war, — Eulen nach Athen tragen, hieß ja so viel wie eine sehr überflüssige Handlung tun. Man fragt sich ziemlich verwundert, wie es den schönheitssinnigen Hellenen beifallen konnte, den häßlichen Nachtvogel mit ihrer hehrsten Göttin in Zusammenhang zu bringen. Aber bereits die Alten sind hier einer volksetymologischen Falschdeutung erlegen. Athena hieß glaukopis und man war der Meinung, das Wort bedeute eulenäugig. Ein Irrtum offenbar. Nicht vom Hauptwort glaux (2. Fall glaukos), die Eule, stammt der Beiname ab, sondern vom Eigenschaftswort glaukos, d. h. funkelnd, glänzend, bläulich. Wenn wir nun überlegen: leuchtend, bläulich-glänzend — das ist der Blitz<sup>1)</sup>, so ergibt sich sofort eine überraschende Übereinstimmung mit dem Mythos von Athenas Geburt. Sie ist dem Haupt des Zeus entsprungen, das heißt demnach: So wie der Blitzstrahl aus der Himmelshöhe zuckt, im urschaulich-frommen dichterischen Bild gesprochen: aus dem Haupte des Wolken sammlers, des Blitzschleuders, des Donnerers, so ist Athena die Tochter des Kroniden, sein ähnlichstes und liebstes Kind. Und weiter: wie der Blitz zerschmetternd die kleinen Erdinge trifft, so ist Athena wehrhaft, bewaffnet, in funkelnder Rüstung dem Himmelszelt entsprungen, eine die Feinde niederschmetternde Gottheit des Kampfes. Da aber, wie wir gefunden haben, die Anlagen der Nordrasse doppelter Art sind, da sie sich nicht in Kriegsmut und todverachtender Kampfeslust erschöpfen, sondern hinauf zielen zu den höheren und höchsten Tätigkeiten des Friedens (die in der Stadt<sup>2)</sup>, in der „Urbanität“ gedeihen), zum Schaffen des Handwerkers, des Künstlers, des Dichters und des Denkers, so ist

---

treue: Penelope erwehrt sich standhaft der zudringlichen Freier, und auch Odysseus, obwohl im Vollbesitz der Freuden Aphrodites bei der verführerischen Nymphe Kalypso (einer pelasgisch-äthyonischen Dämonin), sinnt auf nichts anderes als auf die Heimkehr zu der Gattin.

1) Mit dieser Bedeutung deckte sich aber zugleich auch die Blau- und Glanzäugigkeit Athenas als einer Göttin der Nordrasse. (Vgl. S. 84, Anm. 5.)

2) Wohl zu bemerken: in der kleinen Stadt! Athen zählte in seiner Glanzzeit etwa 25 000 Einwohner; ähnlich das deutsche Nürnberg. Unsere modernen Großstädte dagegen sind Pestbeulen am Körper des Volkes. In ihnen gedeihen Pöbel, Bastarde und volksfremde Juden, während der Norde zugrunde geht.

Athena auch zur Schirmherrin der Gewerbe und Künste und schließlich selbst der reinen Kunst und Wissenschaft geworden. (Noch deutlicher zeigt sich diese Zweifelt bei Apoll, in seinen beiden Hauptwerkzeugen: er trägt dort den fernhinteressenden silbernen Bogen<sup>1)</sup>, hier die Leier, die große Künstlerlaute „Phorminx“.)

Eine ähnliche Fehldeutung wie die soeben erörterte hat auch bei Apolls Beinamen Lykeios stattgefunden. Das Wort kommt nicht, wie schon die Alten meinten, von lykos, der Wolf; jede Zusammenbringung Apolls mit diesem Tier ist künstlich und verfehlt. Es kommt vielmehr von der indogermanischen Wurzel lyk, die im lateinischen als lux und lucere, im Germanischen als light (engl.) und ‚Licht‘ erscheint. In diesem Sinn von ‚lichthaft‘, ‚leuchtend‘ trifft das Eigenschaftswort lykeios geradewegs den Kern von Apollons Wesen<sup>2)</sup>.

Der vorerwähnte Unterschied zwischen Flöte und Laute verdient noch eine nähere Betrachtung. Der Ton der großen Flöte, wenn mit Kraft hervorgebracht, hat etwas trompetenhaft Durchdringendes, die Sinne Aufreizendes. Besonders scheint dies von der „wütenden Flöte“ (tibia furiosa) der phrygischen Kornbanten gegolten zu haben, die zu jenem Zweck gebaut und geblasen wurde. Anders die dem Apollon eigene Lyra (Leier) oder Kithara. Ein akkordfähiges Saitenwerkzeug, erzeugt sie — echt apollinisch — Zusammenklang, Harmonie, also ein Edel-Höheres über den Einzeltönen und besänftigt darum die sinnlichen Erregungen anstatt sie aufzupeitschen. (Nietzsche greift völlig daneben, wenn er der dionysischen Musik die Harmonie zuordnet. Rohde, ein fünfmal besserer Gewährsmann als der mit Wissenschaft nur spielende Stilist, schreibt über den Orgiasmos: „Lärmende Musik erscholl, der schmetternde Schall eherner Becken, der dumpfe Donner großer Handpauken und dazwischen hinein der „zum Wahnsinn lockende Einklang“ der tiefstönenden Flöten, deren Seele erst phrygische Auleken erweckt hatten.“)

Derselbe Unterschied begegnet uns auch bei den Tonarten wieder. „Das Dorische ist die Tonart der Gemnotes, die unter allen Um-

1) Der silberne Bogen hatte vielleicht auch eine Beziehung zur schmalen Mondsichel.

2) Lykeios war auch ein Beiname des Zeus (des hellen Himmels). Dem Apollon Lykeios war das Lykeion (Lyceum) geweiht. Hier lehrte, unter Säulenhallen auf und ab gehend, Aristoteles; daher „Peripatetiker“.



ständen den Charakter festigt, das Phrygische der Erreger des Enthusiasmus in seinen verschiedensten Arten, bis zur religiösen Raserei<sup>1)</sup>." Ganz deutlich treffen wir hier den schon von Goethe erkannten Grundgegensatz zwischen Tanzmusik und Andachtsmusik<sup>2)</sup>, den Nietzsche's „Geburt der Tragödie“, diese von irrigen Überflugheiten stützende Untersuchung, zu ihrem Schaden übersah. Das Dorisch=Apollinische, das ist der freudvoll-feierliche Ernst, dem die Musik der Andacht Ausdruck gibt, dem Enthusiasmus aber paart sich jene orgiastisch wilde Tanzmusik, jenes verrückt-verzückte Loben, das wir erkannt haben als eine Äußerung der „Religion“ des Niederrassigen. Man sprach von einem göttlichen Wahnsinn. Dem nordischen Menschen freilich mochte und mag solche Raserei nichts weniger als göttlich vorkommen; er würde eher an ein Besessensein vom Teufel denken.

Während Apoll die Gottheit des Gesanges ist, gilt von der Wildenmusik des Dionys: „Wir hören nichts von Gefängen: zu solchen ließ die Gewalt des Tanzes keinen Atem“ (Rohde). Auch die vielfach bezeugten Waffentänze sind kaum rein nordischer Herkunft; sie scheinen vielmehr aus einer Verschmelzung pelasgisch-phallischer Tänze mit nordrassischen Kampfspielen entstanden. Die Dioskuren z. B., ursprünglich ein pferdegestaltiges Brüderpaar dithonischen Wesens, wurden in der Erzählung von der Erfindung des lakonischen Waffentanzes mit Athena zusammengestellt (vgl. Wille, Lat. Kulte).

Der griechischen *Gemnotes* entspricht die *gravitas*, die den nordrassischen Römer ausgezeichnet hat<sup>3)</sup>. Seiner strengen Gemessenheit war das Tanzen verächtlich. In der Lat: ein tanzlustiger Mann, gar ein tanzbeinhebender Held oder Philosoph (à la Nietzsche) ist homerischen Gelächters würdig. „Männchen“ steht es wohl an, zu tanzen und zu balzen; Männer — deren Griechenland, Rom, Deutschland in ihrer großen Zeit besaßen — sind alles andere eher als Tänzer.

<sup>1)</sup> Siehe Lübkers Reallexikon der klass. Altertumswissenschaft, unter „Musik“. — *Gemnotes* = Würde, Gemessenheit, Feierlichkeit.

<sup>2)</sup> Sprüche in Prosa, Nr. 662.

<sup>3)</sup> Neben der vorwiegend dreitaktigen Andacht- und Tanzmusik steht die viertaktige Marschmusik, die man der *Gravitas* zuordnen kann. Sie ist zugleich der Ausdruck jener ersten (bes. römischen) Stufe nordrassischer Betätigung, die in Wanderung, Kampf, Eroberung besteht.

Wie steht es nun mit Nietzsches humanistischer Griechentunde? Übel genug! Die Heiligsprechung des orgiastischen Sinnenrausches, die pomp hafte Verkündung einer Philosophie des Phallos<sup>1)</sup>, kurz, die Verherrlichung einer Religion von Wilden, einer schlechthin barbarischen Weltansicht, dies ist die Ruhmestat des großen Dionysosjüngers, der, seines Vermeinens eine Herrenmoral aufrichtend, in Wahrheit einem Gott von Sklaven und von Weibern gehuldigt hat.

Thomas Mann ist mit Simmel der Meinung, durch Nietzsche sei „das Leben“ zum „Schlüsselbegriff aller modernen Weltanschauung“ geworden<sup>2)</sup>. Er hat recht, aber es fragt sich, welche Art von Leben hier gemeint ist; ich fürchte, es ist dasjenige, das sich deckt mit der Erregung des „gesamten Affektsystems“. Simmel hat nicht erkannt — recht bloßstellend für einen Kritiker von der philosophischen Zunft —, daß der Lebensbegriff dieses falschen Propheten<sup>3)</sup> rein und roh naturalistisch ist, daß Nietzsche, der Sensualist und Physiologist, das Seelische und Eitliche leugnet. Wenn Mann behauptet: „Der Lebensbegriff, dieser deutscheste, goethischste und im höchsten, religiösen Sinn konservative Begriff, ist es, den Nietzsche mit neuem Gefühle durchdrungen, mit einer neuen Schönheit, Kraft und heiligen Unschuld (sic!) umkleidet, zum obersten Range erhoben, zur geistigen Herrschaft geführt hat“, so muß man solchen Dampf und Weihrauch aufs gründlichste zerstreuen. Zwischen dem Lebensbegriff Goethes und demjenigen Nietzsches gähnt eine Kluft; es ist derselbe Abgrund, der sich auftut zwischen Apoll und Dionys. Hier glüht die dunkle Blut des Unterirdisch-Vulkanischen, der dunkle Zauber der Sinnenliebe und der Schwarzmagie; dort strahlt der lichte

1) „Götzendämmerung“: „Den Griechen war . . . das geschlechtliche Symbol das ehrwürdige Symbol an sich, der eigentliche Tiefinn innerhalb der ganzen antiken Frömmigkeit.“ Ähnlich zählt Spengler (Der U. des A. I. B., III. Kap., 6) das Symbol des Phallos zur apollinischen Kultur. Es ist unmöglich, von der Wahrheit ärger abzuirren.

2) In den „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Bemerkt sei, daß der in dieser Aufsaßsammlung erörterte Gegensatz zwischen dem westlerischen „Zivilisationsliteraten“ und dem „deutschen Geist“ letzten Endes der zwischen mittelländischem (westrassischem) und nordrassischem Wesen ist. Selbstamertweise hat Mann nicht gesehen, daß in Deutschland die Hauptträger jenes westlich-demokratischen Geistes die Juden sind.

3) Siehe Otto Ernst, Nietzsche der falsche Prophet, 1914.

Zauber der Frühlingssonne, der Verehrungsfähigkeit, der fernher funkelnden Sterne. Hier herrscht die Wildheit der Affekte, die Besinnungslosigkeit, der Fanatismus und die Wut, dort die wilden, unbändigen Affekte bändigende Besonnenheit<sup>1)</sup>. Zur dionysischen Leidenschaft gehört die Tanzmusik und jenes Flötenspiel, „welches auf schamlos zudringende Art die Eingeweide bezauberte“<sup>2)</sup> und das Platon strenge verwarf; zur apollinischen Leidenschaft zählen die Weisen der Gemnotes, zählt jene Wundersprache, die bald aus männlich-mächtigen Posaunen, bald mit himmlisch flötenden Engelstimmen an unser Ohr dringt und die da heißt: deutsche Musik.

(Die deutsche Musik zeigt, seit dem großen Beethoven jedenfalls, die erheblichsten nichtnordischen Einschläge, nämlich der ostischen Rasse, die für Musik gut, und der dinarischen, die für Musik hoch begabt ist<sup>3)</sup>. Beethoven, wie auch Schubert und Schumann waren wohl ostisch-nordischer, Weber und Wagner dinarisch-nordischer Mischung<sup>4)</sup>. Es ist bemerkenswert, daß der „Freischütz“, den die Musikgeschichtschreiber für sonderhaft deutsch erklären, sowohl die umwälzende Neuerung der modernen Orchesterbehandlung bringt als auch stofflich ein ausgesprochen romantisches Stück ist. Beides möchte ich auf Rechnung der dinarischen Rasse setzen. Auf der anderen Seite zeigt sich, daß die Engländer, die nicht allzu viel ostisches und wohl kein dinarisches Blut haben, in der Musik nicht schöpferisch gewesen

<sup>1)</sup> Schopenhauer setzt mit J. P. F. Richter das Wesen des Genies in die Besonnenheit (Welt als W. u. B. II, K. 31). Wieland erkannte als Grundzug in Goethes Wesen die „Sophrosyne“ (die Besonnenheit).

<sup>2)</sup> Aus „Der Tod in Venedig“ von Th. Mann. In dieser glänzenden, ja genialen Novelle — einer köstlichst-überreifen, doch freilich auch wurmfestigen Frucht — hat der deutsche Verfallspsychologe auch dem Problem dionysischer Zuchtlosigkeit seinen Zoll entrichtet. Man beachte hierin die südliche Polarität zwischen (gedanklich-) sinnlicher Ausschweifung und Tod, die als Kunst-Stoff von so starker Wirkung ist (Liebesnacht-Grabesnacht!). Denselben Gegensatz (zwischen Todeskandidatum und Priapismus) hat Mann in seinem jüngsten Roman „Der Zauberberg“ behandelt, dessen stilistische Höhe im umgekehrten Verhältnis zu seiner Breite steht.

<sup>3)</sup> Auf dem Zusammentreffen von ostischem und dinar. Blut beruht zweifellos auch die beträchtliche Musikbegabung der Italiener, der Ungarn und der meisten slawischen Völker.

<sup>4)</sup> Das Nordblut äußert sich bei Beethoven und Wagner vor allem in ihrem starken Streben nach reinem, sittlichem Menschentum.



sind (indes das westliche Blut in England einen Shakespeare möglich machte). Die Engländer sind hochbedeutende Politiker, doch herzlich unbedeutende Musiker, die Deutschen sind mächtige Musiker und (leider auch) Metaphysiker, aber die jämmerlichsten Politiker der Welt. Ganz seltene Ausnahmen wie Bismarck bestätigen nur die Regel<sup>1</sup>).)

Es sei nicht übersehen, daß das Dämonische, von dem der alte Goethe gerne sprach und das man als die Quelle des Zeugend-Schöpferischen anzusehen hat, nicht nur dem dionysischen, sondern sehr wohl auch dem apollinischen Erregungszustand zukommt. Doch es besteht die folgende grundtiefe Verschiedenheit: die dionysische Dämonik, in sinnlichem Rausch, zeugt das leibliche Leben, sie ist stoffbedingt, erdentsprungen, erdgebunden. Die apollinische Dämonik, in unsinnlicher Begeisterung, zeugt das Edelgeistige, das Menschenwürdige, das wahrhaft Große, das Sittliche. Jene Dämonik ist ebenso gewöhnlich und gemein wie diese edel und ungemein. In jener Dämonik übertrifft alle der „feurige“ Neger; diese Dämonik ist das erhabene Erbgut des nordischen Mannes.

Nun gibt es freilich auch eine dionysische Kunst; aber man muß unterscheiden zwischen Form und Stoff. Was ein Kunstwerk zum Kunstwerk macht, das ist die künstlerische Form, bestehend in Ebenmaß, Gleichgewicht, Einheitlichkeit, Geschlossenheit<sup>2</sup>). Diese Gestaltung und Formung eines Stoffes ist das Werk apollinischer, vom künstlerischen Logos erfüllter Besonnenheit. Dem Stoffe nach dagegen können die Kunst- und Dichterwerke von apollinischem oder dionysischem

<sup>1</sup>) Die fürchterliche Folge dieser politischen Unfähigkeit ist die, daß die Deutschen nicht nur den Weltkrieg trotz übermenschlicher Tapferkeit verloren haben, sondern auch heute in ihrem eignen Lande von dem asiatischen Fremdvolk der Juden versklavt sind. Siehe hiezu die sehr beachtliche Aufsatzreihe „Juden und Deutsche“ von O. Hausser in der Zeitschrift „Die Sonne“, 1926/27.

<sup>2</sup>) Vgl. hiezu meine Allgemeine Ästhetik, 1910. — Geschmack ist Formgefühl im inhaltlich wenig Bedeutenenden, bes. im Kunstgewerbe. Er scheint vorwiegend der mittelländischen Rasse eigen, die überhaupt zum Rationalismus neigt. Sie erfäßt vorzugsweise das Anorganische, Mathematische und Mathematisch-Gefällige (v. Hartmann), während der nordrassische Sinn auch und besonders die höheren Ordnungen des Buchhaften (Organischen) erfäßt. Sehr deutlich zeigt dies der Unterschied zwischen französischem und englischem Gartenstil. Die ostische (alpine) Rasse neigt überall zur Formlosigkeit, die dinarische zu Übertreibungen, die vorderasiatische zu Verzerrungen der Form (vgl. Günther, Rasse und Stil).

Wesen sein. Ist auch der Stoff vom Geist Apolls gefragt, so entstehen rein apollinische Werke, wie wir sie in Homers heldischen Gefängen, in der griechischen Bildhauerei, deren vollkommen unlüsterne und unpathetische Großheit man nicht genug bestaunen kann<sup>1)</sup>, oder in der Malerei der griechischer Größe gleichkommenden germanenblütigen Italiener vor uns haben. Auch die Landschaftsmalerei der Neuzeit ist nordisch-apollinischen Wesens. Die Musik, die ihrer Natur nach sehr dem dionysischen und romantischen Stoff zuneigt, hat doch einen fast rein nordischen Meister in Bach gefunden. Eine gemischte Kunst indessen entsteht dann, wenn der Stoff dionysischen Inhalts ist. Hierher zählt einerseits die griechische Tragödie, deren Urkeim, der Dithyrambos, auf Dionysos Zagreus, den Leidenden, Zerrissenen, vertweist, und andererseits ihr Widerspiel, die Komödie, deren Gebieter Dionysos-Bachchos und Priapos ist. Auch die ganze Romantik gehört hierher, von der des Mittelalters (Dante) angefangen<sup>2)</sup> bis zu der der Neuzeit. Ob schon vielfach von vorwiegend nordischen Dichtern getragen (sei es auch nur aus künstlerischen Gründen, — vgl. oben S. 22), verleugnet sie doch nirgends die beiden Pole unnordischer Weltanschauung: entweder weht aus ihr der heiße Atem sinnlicher Lust und phallischen Kultes (Dantes Hölle) und es blüht wildes Mänadentum und Hegenwesen (Shakespeares, Goethes Faust), oder der Glaube an Seelengeister und Unsterblichkeit erhebt sein Haupt, dort düstere Gespensterfurcht erzeugend, hier Sündenangst und Sorge um das Seelenheil wachrufend und den Blick hinwendend auf Buße, Grab und Tod. Überall ist die Romantik durchsetzt von „Passion“, Pathos, Affekt, erdgebundener Leidenschaft, von unapollinischen Ge-

<sup>1)</sup> Die von Lessing ungünstigertweise zum Ausgang einer ästhetischen Untersuchung gemachte Laokoongruppe zeigt mit ihrer übermäßigen Bewegung alle Merkmale der spätgriechischen Kunst, des griechischen „Barock“. Sie stammt aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert. In der Bildhauerei ist jeder Barockstil (der in Musik oder Malerei von guter Wirkung sein kann) stilwidrig; denn er widerspricht der Natur des Steins und Standbilds, die auf Ruhe angewiesen sind. Die unbewegte (oder auch mäßig bewegte) Erhabenheit der klassisch-griechischen Bildhauerei entspricht nicht nur der Seelenruhe und Seelengröße der Hellenen, sondern auch sehr genau der Art des verwendeten Werkmittels. Die Bildnerkunst der Griechen besitzt somit neben ihrem hohen ethischen Wert auch einen zwar verborgenen, aber nichts desto minder starken stilhaft-ästhetischen Wert.

<sup>2)</sup> Die Gotik erwuchs einer Vermählung des christlichen Jenseitsstrebens mit dem nordisch-germanischen Höhen- und Ferndrang.

mühsbewegungen, die dazu angetan sind, selbst der Kunstgestaltung Abbruch zu tun (wie denn auch in der That das deutsche romantische Christthum und selbst die französische Romantik eine Lockerung der Form erkennen lassen). An packender Eindruckskraft allerdings mag der dionysische Stoff den apollinischen übertreffen; daher ist er, wenn ein im wesentlichen apollinischer Künstler, über ihm stehend, ihn formt und meistert, — ich denke etwa an Wagners Lannhäuser — von fortreißender Wirkung. Ein anderer dionysisch-romantischer Stoff, der „nächtigen Wunderwelt“ des orphischen Geistes unmittelbar entsprossen, ist der von Tristan und Isolde, dem wiederum erst Richard Wagner Unsterblichkeit verliehen hat. (Wagners ‚Tristan‘, ähnlich wie Goethes ‚Werther‘ und die Philosophie Schopenhauers, gleicht einer wunderbaren Pflanze mit Blüten von berückend köstlichem Duft, die aber auf einem morschen, unterhöhlten Boden wächst. Wir wollen und dürfen im Vorübergehen den Duft genießen, aber wir werden auf jenem Boden keine Hütten bauen.)

Auch der Kulturbegriff unterliegt dem großen Gegensatz zwischen Apollon und Dionysos. Die obere Kultur, die allein den Namen Gesittung verdient, ist apollinischer Herkunft. Zu ihr gehören Reinheit der Sitten (als Grundlage), ahnende Ehrfurcht (d. h. echte Frömmigkeit), reine Kunst und reine, unangewandte Wissenschaft (vgl. oben S. 83). Die untere Kultur, die vom französischen Fremdwort *Civilisation* gedeckt wird, ist in der Hauptsache technisch-praktischen Charakters. Kunst bedeutet hier Kunstgewerbe und Technik, d. h. angewandte Wissenschaft; reine Kunst und Wissenschaft stehen im Hintergrund. Die untere Kultur, die der Verfeinerung, der Bereicherung, dem Nutzen, der auf Mühelosigkeit bedachten Verannehmlichung und Verbequemlichung des praktischen Lebens dient, verbindet sich am liebsten mit dem dionysisch-aphroditischen Geist der Sinnlichkeit: vom Überfluß zur Üppigkeit, vom Wohlleben zur Wollust ist nur ein kleiner Schritt. Dies trifft damit zusammen, daß, wie wir sahen, Hermes und Hephaistos, die Götter des reichthumbringenden Handels und des prunkzeugenden Kunstgewerbes, dem Dionys verwandt sind<sup>1</sup>). Umgekehrt gedeiht alle hohe, reine Kunst und

<sup>1</sup>) Der reine Dionysismus freilich führt zur Auflösung jeder Kultur; er endet in der Barbarei.



Wissenschaft am besten in einer genügsamen Einfachheit<sup>1)</sup>, die sich spartanischem Leben nähert, d. h. in apollinischer Beschränkung und Mäßigkeit (obgleich jede Betätigung in reiner Kunst und Wissenschaft einen gewissen Wohlstand, den man von Wohlleben und Äppigkeit scharf unterscheiden muß, zur Bedingung hat).

Wie in betreff der Griechen war Nietzsche übrigens auch hinsichtlich der Renaissance (der geistigen Wiedergeburt der Nordrasse) im Irrtum. Hatte er dort das Wesen des Griechentums anstatt in Wissenschaft und Kunst — die strahlende Lichterscheinung der griechischen Philosophie hielt er, der oberste der „décadents“, für ein Symptom von „décadence“ — im dionysischen Orgiasmos erblickt, so sah er hier das Wesen der Wiedergeburtzeit nicht so sehr in den erhabenen Werken ihrer großen (nordisch-germanisch bestimmten) Künstler als in den heftig gärenden, des Logos wie des Ethos entbehrenden wilden Kraftäußerungen, die Anarchie, Gewalttat und Verbrechen mit sich führten und die wohl vorwiegend aus dem mittelländischen<sup>2)</sup> oder rassenchaotischen Untergrund des italienischen Volkes hervortwuchsen. Während er von dem Mörder Cesare Borgia wie fasziniert erscheint, erinnert man sich kaum, von Nietzsche über die Lionardo, Raffael, Michel-Angelo etwas Behaltenswert-Bedeutendes gehört zu haben. Was er uns hier, wie auch sonst meist, vorzusetzen pflegt, besteht in salmi-vergoldeten Nüssen, die taub oder giftig sind. Wer wollte aber auch von einem Ästhetiker vom Schlage Nietzsches etwas anderes erwarten als buntes, hohlprahlerisches Wortgepränge, hinter dem sich Nichtigkeiten, ja unsinnigste und schädlichste Verkehrtheiten verbergen. In den Bruchstücken „Der Wille zur Macht“ heißt es z. B.: „Die Kunst erinnert uns an Zustände des animalischen Vigor“; oder: „Drei Elemente vornehmlich: Der Geschlechtstrieb, der Rausch, die Grausamkeit, alle drei zur ältesten Festfreude des Menschen gehörend, alle insgleichen im anfänglichen Künstler überviegend.“ Hören wir noch eine allgemeine Definition des „Ästhetikers“ Nietzsche: „Eine Mischung dieser sehr zarten Nuancen von animalischen Wohlgefühlen und Be-

1) Vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe vom 23. III. 1829 und 25. III. 1831. — Die Spartaner gestatteten kein Gold- und Silbergeld; sie benützten Eisengeld. (Allein der Staatschatz hatte Gold.)

2) Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, Abschn. 3b.

gierden ist der ästhetische Zustand<sup>1)</sup>." Derartige Behauptungen, die keine Widerlegung, sondern nur gründliche Verachtung verdienen, sind für den Dionysosanbeter bezeichnend<sup>2)</sup>. Für uns steht fest: Was Nietzsche damit aufstellte, ist eine Ästhetik für Wilde, für Raffern und für Kannibalen, eine Ästhetik, die allerdings unserem heutigen Europa wunderbar angemessen erscheint<sup>3)</sup>. Dieser hysterisch kreischende Jünger eines ausgemachten Barbarengottes brandmarkt mit flammendem Mal das ausgehende 19. Jahrhundert, jene fin de siècle mit ihrem Staunen und Ekel erregenden Niederbruch.

Die Frage, von welcher Wirkung die Dionysosreligion auf die Gesittung des Altertums gewesen sei, möge den Schluß unserer Untersuchung bilden. Ihre Beantwortung wird zugleich ein letztes und erhellendstes Schlaglicht auf Nietzsche werfen.

In seinem Werk „Das Mutterrecht“, das auf sittengeschichtlichem Feld, wie Rohdes „Psyche“ auf religionsgeschichtlichem Gebiet,

<sup>1)</sup> Durch eine Pariser Kunstausstellung ging ein Franzose, unruhig und Worte des Bedauerns vor sich himurmelnd, daß es „point de nudités“ zu sehen gebe. Dieser Mann war augenscheinlich Nietzscheaner.

<sup>2)</sup> Zu welchem Irrsinn Nietzsches Kunstphilosophie, das würdige Seitenstück zu seiner Altermoralistik, sich versteigt, zeigt folgende Auslassung in „Der Wille zur Macht“: „Hier ist ein Maßstab gegeben, an dem alles, was seitdem wuchs, als zu kurz, zu arm, zu eng befunden wird: — man spreche das Wort „Dionysos“ vor den besten neueren Namen und Dingen aus, vor Goethe etwa, oder vor Beethoven, oder vor Shakespeare, oder vor Raffael: und auf einmal fühlen wir unsere besten Dinge und Augenblicke gerichtet.“ — Über Nietzsches Morallehre siehe meine beiden Aufsätze „Der Fall Nietzsche“ und „Zum Fall Nietzsche“ in der Zeitschrift „Die Sonne“, 1925, Folge 18 und 21.

<sup>3)</sup> In der Zeitschrift „Nordische Blätter“ schrieb Schulze-Naumburg (Juni 1926): „Es gibt keinen besseren Gradmesser für den Wert einer Kultur als die Kunst... Sucht man nach einem solchen Gesamteindruck der Jetztzeit durch die lebende Kunst, so ist es vor allem der eines gänzlichen Wirtwarrens, eines plan- und haltlosen Durcheinanders, eines unschöpferischen Lastens nach Sensationen, eines gänzlichen Mangels an echter schlichter Menschlichkeit und das Fehlen jeglicher Wahrhaftigkeit. Dahin gehört die etwas kindische Vorliebe für ganz fernliegende soziologische Entwicklungsstufen und für das fast perverse Liebäugeln mit fremden Rassen und ihrer somatischen Haltung. Wenn man durch eine Kunstausstellung geht, so fragt man sich oft genug, ob der Negerereinschlag, mit dem man sich förmlich brüstet, wirklich auf tatsächlicher Blutmischung oder nur auf frebler Verleugnung des eigenen Rasseninstinkts beruht.“ (Hier ist zu bemerken: Dieser Vorliebe für niedrigere Rassen entspricht in der Wissenschaft die ethnologische Forschungsrichtung.)

eine Vorbildleistung ernster Forscherarbeit darstellt, schreibt Bachofen die folgenden tief eindrucksvollen Sätze: „In dem Kampfe des hetärischen mit dem demetrischen Princip führte die Verbreitung der Dionysosreligion eine neue Wendung und einen der ganzen Gesittung des Altertums verderblichen Rückschlag herbei... Eine Religion, welche auf die Erfüllung des geschlechtlichen Gebotes selbst die höheren Hoffnungen gründete und die Seligkeit des übersinnlichen Daseins mit der Befriedigung des sinnlichen in die engste Verbindung setzte, muß durch die erotische Richtung, die sie dem weiblichen Leben mitteilt, die Strenge und Zucht des demetrischen Matronentums<sup>1)</sup> notwendig mehr und mehr untergraben, und zuletzt das Dasein wieder zu jenem aphroditischen Hetärismus zurückführen, der in der vollen Spontaneität des Naturlebens sein Vorbild erkennt. Die Geschichte unterstützt durch das Gewicht ihres Zeugnisses die Richtigkeit dieses Schlusses. Dionysos' Verbindung mit Demeter wird durch die mit Aphrodite und mit anderen Naturmüttern gleicher Anlage in den Hintergrund gedrängt; die Symbole der cerealen, geregelten Maternität, die Ähre und das Brot, weichen vor der bachischen Traube, der üppigen Frucht des zeugungsfräftigen Gottes, Milch, Honig und Wasser, die keuschen Opfer der alten Zeit, vor dem begeisternden, den Saumel sinnlicher Lust erregenden Weine, und in dem Kulte erhält die Region des tiefsten Tellurismus, die Sumpfungzeugung mit all ihren Producten, Tieren nicht weniger als Pflanzen, ein bedeutsames Übergewicht über die höhere Ackerbaukultur und ihre Gaben. Wie völlig die Umgestaltung des Lebens demselben Zuge folgte, davon überzeugt uns vor allem der Anblick der alten Gräberwelt, die durch einen erschütternden Gegensatz zur Hauptquelle unserer Kenntnis der ganzen sinnlich erotischen Richtung des dionysischen Frauenlebens geworden ist. Von neuem erkennen wir den tiefgehenden Einfluß der Religion auf die Entwicklung der gesamten Gesittung. Der dionysische Cult hat dem Altertum die höchste Ausbildung einer durch und durch aphroditischen Civilisation gebracht, und ihm jenen Glanz verliehen, vor welchem alle Verfeinerung und alle Kunst des modernen Lebens verdunkelt wird<sup>2)</sup>. Er hatte alle

<sup>1)</sup> Auch das römische Matronentum wurzelte wohl teilweise in mittelländisch-mutterrechtlicher Sitte. (Sämtliche Anmerkungen zu Bachofen von K.)

<sup>2)</sup> Man berücksichtige, daß diese Sätze 1860 (also noch in der „guten alten Zeit“ der neueren Geschichte) geschrieben sind.



Fesseln gelöst, alle Unterschiede aufgehoben, und dadurch, daß er den Geist der Völker vorzugsweise auf die Materie und die Verschönerung des leiblichen Daseins richtete, das Leben selbst wieder zu den Gesetzen des Stoffes zurückgeführt. Dieser Fortschritt der Versinnlichung des Daseins fällt überall mit der Auflösung der politischen Organisation und dem Verfall des staatlichen Lebens zusammen<sup>1)</sup>. An der Stelle reicher Gliederung macht sich das Gesetz der Demokratie<sup>2)</sup>, der ununterschiedenen Masse und jene Freiheit und Gleichheit geltend, welche das natürliche Leben vor dem civil geordneten auszeichnet und das der leiblich-stofflichen Seite der menschlichen Natur angehört. Die Alten sind sich über diese Verbindung völlig klar, heben sie in den entschiedensten Aussprüchen hervor und zeigen uns in bezeichnenden historischen Angaben die fleischliche und die politische Emancipation als notwendig und stets verbundene Zwillingbrüder. Die dionysische Religion ist zu gleicher Zeit die Apotheose des aphroditischen Genusses und die der allgemeinen Brüderlichkeit<sup>3)</sup>, daher den dienenden Ständen besonders lieb und von Tyrannen, den Pisistradiden, Ptolemäern, Cäsar<sup>4)</sup> im Interesse ihrer auf demokratischer Entwicklung begründeten Herrschaft besonders begünstigt. Alle diese Erscheinungen entspringen derselben Quelle, sind nur verschiedene Seiten dessen, was schon die Alten das dionysische Weltalter nennen. Ausfluß einer weiblichen Gesittung, geben sie auch dem Weib von neuem jenes Scepter in die Hand, das in Aristophanes' Vogelstaat Basileia führt, begünstigt sie seine Emancipationsbestrebungen, wie sie die Lysistrata und die Ecclesiazusen im Anschluß an wirkliche Zustände des attisch-jonischen Lebens dar-

1) Auch das der Dionysreligion konträre Christentum weiß als solches nichts von Staat und Vaterland (so wenig wie von Wissenschaft und Kunst).

2) In der Grande Enc. Fr. heißt es von Dionys: „Il préside aux progrès de la démocratie.“

3) Man verwechsle diese gleichmacherische Brüderlichkeit (ein Merkmal auch des Christentums), die die naturgegebenen Unterschiede der Rassen (und der Stände) zu verwischen trachtet, nicht mit der Bruderschaftlichkeit unter Menschen gleichen Blutes und daher gleichen Fühlens und Denkens. Der Gemeinschaftsgedanke steht hier auf dem Boden der Wirklichkeit, dort ist er Wahn. Vgl. S. 72.

4) Den Einzeltyrannen von ehemals entspricht heute die brutale Zwingherrschaft des internationalen Finanzkapitals, das mit der jüdisch-marxistischen Sozialdemokratie auf unsichtbare Weise verbündet ist.

stellen, und begründen so eine neue Gynäiokratie, die dionysische, die weniger in rechtlichen Formen als in der stillen Macht eines das ganze Dasein beherrschenden Aphroditismus sich geltend macht. Eine Vergleichung dieser späten mit der ursprünglichen Weiberherrschaft ist besonders geeignet, die Eigentümlichkeit einer jeden in helles Licht zu stellen. Trägt jene den demetrisch keuschen Charakter eines auf strenge Zucht und Sitte gegründeten Lebens, so ruht diese wesentlich auf dem aphroditischen Geseze der fleischlichen Emancipation. Erscheint jene als die Quelle hoher Tugenden und eines wenn auch auf enge Gedankenkreise beschränkten, so doch fest gegründeten und wohlgeordneten Daseins, so verbirgt diese unter dem Glanze eines materiell reich entwickelten und geistig beweglichen Lebens den Verfall der Kraft und eine Fäulnis der Sitten, die den Untergang der alten Welt mehr als irgend eine andere Ursache gefördert hat.“

Man sieht hieraus, welche furchtbare Drohung die Dionysosreligion<sup>1)</sup> für das Altertum gewesen ist und daß die Durchsezung des Christentums als ein Glück — für jene verfallende, versaulende Welt, nicht für die vor ihren Toren stehenden Germanen — angesehen werden muß. Zugleich gewahrt man aber auch eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Verhältnissen unserer Gegenwart. Auch diese zeigt ja sämtliche Kennzeichen eines schnell vorrückenden Niedergangs, des Heraufkommens einer neudionysischen Zeit, die dem Barbarengott, ohne ihn zu kennen, inbrünstig von neuem dient<sup>2)</sup>.

---

1) Sie war vielfach mit der Isisreligion verbunden worden. Auch der gänzlich entnordete Mithrakult, dem Christentum in vielen Punkten zum Verwechseln ähnlich, hatte gewaltige Macht gewonnen. Aus dem Isiskult ging übrigens manches in den Katholizismus über. Bemerkte sei noch, daß die besondere Feindschaft der Christen sich gegen die eleusinischen Mysterien richtete, in denen sie wohl einen ähnlichsten und darum gefährlichsten Wettbewerber sahen.

2) Das Bild, das heute Deutschland bietet, erregt Schrecken. An die Stelle von Charakterfestigkeit, Gediegenheit, Gewissenhaftigkeit, Rechtlichkeit, Redlichkeit sind bei nur allzu vielen Leichtfertigkeit, Vergnügungssucht (bes. Lenzsucht), Geisteslosigkeit, Unrechtlichkeit, Unredlichkeit getreten. Der jüdische Geldgeist, im Verein mit dem ostrassischen Materialismus, hat das deutsche Wesen verseucht, den deutschen Hochsinn (den „Idealismus“ der „guten alten Zeit“) siefch gemacht. Der „aphroditische Hetäritismus“ feiert Triumphe; auch hier „führen“ die Juden. Das Wort Liebe hat einen widerlichen Geruch angenommen; Pärchen sieht man zu Abertausenden, aber wie oft sieht man noch Paare? Die Höhe unsrer technischen Kultur (die ja nur nutzlose Werte schafft) darf nicht darüber täuschen,

Forscht man den letzten Gründen nach, so erkennt man eine vollkommene Gleichläufigkeit zwischen Altertum und Neuzeit; die Ursachen des Verfalls sind heute wie einst Entnordung und Entartung, jene bestehend im Versiegen des nordischen Blutes, diese vornehmlich herbeigeführt durch Rassenallvermischung, welche Zwiespältigkeit, köterhafte Charakterlosigkeit, Mindertwertigkeit jeder Art erzeugt.

Dionysos war, wie wir sahen, nicht nur ein Gott wilder, barbarischer Völker, er war auch ein Gott der Unterschicht der Griechen und späterhin der Römer, der Gott der „Demokratie“ und ihres „Fortschritts“. Betrachtet man von hier aus Nietzsche, so bietet sich ein sonderbarstes Schauspiel dar: der „aristokratische“ Nietzsche, der „Edelmensch“, der Verkünder einer „vornehmen“ Moral, liegt anbetend auf den Knien vor dem Gott der Demokratie, vor dem Häuptling der Horen und Mänaden und alles bitteren und „süßen Pöbels“. Der Fall Nietzsche ist damit ohne Rest geklärt, er hat sich aufgelöst in einen vollendeten Widerspruch von vollendeter Lächerlichkeit.

Daß der Anbeter des vorderasiatischen Dionysos für die Gefahr des gleichfalls aus Vorderasien herstammenden Judentums keinerlei Blick besaß, ist ohne weiteres begreiflich. Er beliebte von Richard Wagner verächtlich zu sprechen, weil dieser zum Antisemitismus „condescendierte“<sup>1)</sup>; er mußte derart reagieren, da seine „Instinkte“ Asien gehörten. Wir sehen hiebei davon ab, daß Wagners Judenegnerschaft nur der leicht nehmen konnte, der es sich leicht zu machen wünschte, der Fragen von Gewicht und Größe mit einer Handbewegung abtun zu können glaubte<sup>2)</sup>. Inzwischen haben solche Gesten — das Fremdwort paßt auf den französischen Stilisten — an Eindruckskraft für Urteilsfähige verloren; das Wort vom „Anti-

daß wir daran sind, uns in betreff der eigentlichen Lebenswerte zur Barbarei zurück zu „entwickeln“.

<sup>1)</sup> „Nietzsche contra Wagner“, 1888.

<sup>2)</sup> Biewohl man kaum behaupten kann, daß Nietzsche den Juden zu Gefallen schrieb, so ist doch zu bemerken, daß seit zwei Menschenaltern derjenige, der mit den Juden geht, es zehnmal leichter hat als der, den Urteil und Gewissen antreiben, sich gegen sie zu wenden. Man kennt die einzige Unduldsamkeit, mit der die Juden ihre Geldmacht und ihren so überaus verderblichen Einfluß in der Presse (sei es auch nur durch Lotzschweigen des Gegners) zu benützen wissen.



semitismus“ ist jetzt zum leeren, billigsten Gassenschlagwort hinabgesunken. Man darf im übrigen behaupten, daß Wagner — der doch zuerst Künstler war und erst in zweiter Hinsicht Kultur- und Kunstschriftsteller — in seiner an Gobineau anknüpfenden Lehre von der Regeneration<sup>1)</sup>, welche die Tatsache des europäischen Verfalls so scharf empfindet, mehr Treffendes und Wertvolles ausgesprochen hat (wenn auch nicht selten in einem schwerflüssigen Stil), als sich in allen Schriften Nießsches zusammen findet.

Turmhoch steht über Nießsche Gobineau. War jener ein „Dichterphilosoph“, ein zeugungunfähiger Zwitter, in dem sich dichterische und denkerische Fähigkeiten vermischten und zerkreuzten und der nur groß im Niederreißen war (im „Zerbrechen“ und Doktrinär-Verbrecherischen), so war dieser ein tiefblickender Geschichtsphilosoph und außerdem ein großer Dichter. Schemann, in seiner dankenswerten Arbeit „Gobineaus Rassenwerk“, hat u. a. auf Fr. Langes<sup>2)</sup> Schriftstellertätigkeit verwiesen, „durch welche die so notwendige Scheidung des Gobineau’schen Ideals von dem nur zu häufig damit vertauschten und zusammengeannten Nießscheschen Pseudoideale energisch und mutig vollzogen und „dem Kometen Nießsche der Fixstern Gobineau, des ersten Aristokratie der Willkür und Überspannung die Gobineau’sche der Natur und Gesundheit“ gegenübergestellt wurde.“

Nicht eitles Kokettieren mit Rassenfragen, nicht ein Brocken-gepenst von „Übermenschen“, nicht die schillernde Seifenblasenbuntheit von hohlen Wortgebilden kann aus der „décadence“ unsrer Zeit herausführen. Nur ernste Wissenschaftlichkeit und ernstester sittlicher Wille können helfen. Was Deutschland angeht<sup>3)</sup>, so wird man erst von Beurteilern und Forschern aus wie Langbehn, Lagarde (Boetticher), Schemann, Hans F. K. Günther, L. F. Clauß — der

1) Siehe hierüber Chamberlains Wagner-Werk.

2) Friedrich Lange war auch der Gründer des Deutschbundes.

3) Die Vereinigten Staaten von Amerika dürften in rassenkundlicher Erkenntnis an der Spitze stehen. Es sei verwiesen auf Grant, „Der Untergang der großen Rasse“ (deutsch in F. F. Lehmanns Verlag, München, 1925), auf Stoddard, „Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen“ (deutsch im gleichen Verlag, 1925), sowie endlich noch, als äußerst wichtige Ergänzung hiezu, auf die von Henry Ford herausgegebene Schrift „Der internationale Jude“ (deutsch im Hammer-Verlag, Leipzig, 1921/22).

„Nordische Gedanke“<sup>1)</sup> gehört zum Beherzigenswerthesten, was unsere an großen Gedanken so arme Zeit hervorgebracht — auf jenen festen Boden stoßen, der für den Aufbau eines neuen Lebens gefordert ist. Denn wie die Tempel des Dionys, als ein sprechendstes Sinnbild, häufig in Sümpfe gebaut wurden, so führt die dionysische Weltansicht samt Demokratie, „Fortschritt“ und „Emanzipationen“ aller Art<sup>2)</sup> in einen Morast. Wer nicht will, daß er und sein Geschlecht in solcher Bodenlosigkeit versinke, verpflichte sich dem Geist der Nordrasse, zu dessen größten Schöpfungen die Licht- und Hochgestalt Apollons zählt.

---

<sup>1)</sup> Siehe Günther, Der Nordische Gedanke, soeben in zweiter Auflage erschienen.

<sup>2)</sup> Bezüglich der Neuzeit sei erinnert an die „Emanzipation des Fleisches“, die in Frankreich zuerst gepredigt wurde, an die Emanzipation der Juden und an die der Frauen.

## Apollon

Rassen- Zugehörigkeit	Gott der nordrassischen Hellenen
Allgemeiner Wohnsitz	Himmel, Obervelt
Geweihte Orte	Bergeshöhen (Olymp)
Optische Merkmale	Licht, weiße Farbe
Heilige Natur- erscheinungen	die regelmäßigen Lichterschei- nungen am Himmel (siderisch)
Besondere Zeichen	die vier Mondphasen (besonders das erste Viertel)
Heilige Tiere	Schwan; Delphin
Heilige Pflanzen	Lorbeer, Mistel, Palme
Wesen des relig. Gefühls	Ehrfurcht
Dienerinnen	die Muses
Gottes- dienst	vertrauend-ruhige Verehrung
Art des Opfers	Gabenopfer
Musik	feierliche, gemessene Musik (Gemnotes), Harmonie der Saiten; Gesang
Menschliche Eigenschaften und Erscheinungen	Bernunft, Besonnenheit Selbstbeherrschung Gerechtigkeit, Rechtlichkeit Duldsamkeit Milde, Großmut Maß, Zucht, Sittenreinheit Wissenschaft hohe, echte Kunst

## Dionysos

pelasgisch-thrakischer Dämon (mittell. u. vorderasiat. Rasse)	Erde und Untervelt
	Höhlen, Sümpfe
	Finsternis, schwarze Farbe
	der aufsteigende Saft in pflanz- lichen und tierischen Körpern (vegetativ-animalisch; chthonisch, tellurisch)
	der Phallos
	Bock, Stier
	Panther, Löwe; Schlange
	Epheu; Rebe
	Dämonenfurcht, Aberglaube
	die Mänaden
	Aufregungskult, „Orgias- mos“, Ekstase, „religiöse“ Ra- serei, tobender „Enthusiasmus“ Zauberei
	sakramentales Opfer (der Gott selbst wird geopfert und verzehrt)
	Bacchantische Tanzmusik, Ein- klang der „wütenden“ Flöten
	Besinnungslosigkeit, Rausch Wut, Wahnsinn Ungerechtigkeit, Willkür Unduldsamkeit Rachsucht, Fanatismus Unmaß, Unzucht Wissenswahn, Sophistik Asterkunst.



## Verfasser-Verzeichnis

(Nebensächliche Stellen sind, wie auch im Sach-Verzeichnis, nicht angegeben).

- |   |  |  |
|---|--|--|
| <p>Aristoteles 17, 28</p> <p>Bachofen 14, 109 f.</p> <p>Bebel 98</p> <p>Beloch 8, 10, 86</p> <p>Blaufuß 43</p> <p>Brückner 29, 37</p> <p>Burchhardt 62</p> <p>Burger 33</p><br><p>Glaß 20, 24</p> <p>Chamberlain 21, 32</p> <p>Christ 19, 26, 93</p><br><p>Deligisch 18, 45, 63</p> <p>Dieterich 35, 77 f.</p><br><p>Ebert 9</p> <p>Engelhardt 28</p> <p>Erbt 75</p> <p>Ernst, D. 102</p><br><p>Fischer, Eugen 9</p> <p>Ford 113</p> <p>Fritsch, Th. 63</p> <p>Frobenius 29, 41</p><br><p>Gobineau 113</p> <p>Grant 113</p> | <p>Gruppe 12, 69, 85</p> <p>Güntert 75 f., 80</p> <p>Günther 9, 16, 42, 58<br/>u. a.</p><br><p>Haack 88</p> <p>Hauser 87, 97, 104</p> <p>Hommel 96</p> <p>Hoops 15, 80</p><br><p>Jebons 15, 60</p><br><p>Kretschmer 8</p><br><p>Lang, A. 69, 87, 97</p> <p>Lange, Fr. 113</p> <p>Lehmann-Haupt 10</p> <p>Lippert 45, 80</p><br><p>Malvert 38</p> <p>Mann, Th. 102 f.</p> <p>Mannhardt 77</p> <p>Möbius 17</p> <p>Murray 61 f.</p> <p>Nyres 49</p><br><p>Nedek 79</p> <p>Nilsen 7, 43, 96</p> | <p>Nießsche 7 f., 91, 100,<br/>107, 112</p><br><p>Oldenberg 21, 73</p><br><p>Petrie 37</p> <p>Pöhlmann 63</p><br><p>Reich 36</p> <p>Rohde 12, 14, 27 ufw.</p><br><p>Schemann 113</p> <p>Schopenhauer 24, 33, 63</p> <p>Schroeder 18</p> <p>Schuchhardt 7 f., 51, 72</p> <p>Schulze-Naumburg 108</p> <p>Schurz 46</p> <p>Seillière 71</p> <p>Spengler 30, 102</p> <p>Stoddard 113</p><br><p>Laine 87</p><br><p>Wagner 88, 113</p> <p>Walzel 23</p> <p>Weininger 24, 63, 89</p> <p>Wilde 7, 35, 55, 69 u. a.</p> <p>Windelband 26 f., 91</p> <p>Wilamowitz 33, 93, 95</p> <p>Wissotva 58</p> |
|---|--|--|

# Gach-Verzeichnis.

- Achäer 9  
 Adonis 36, 79  
 Agni 84  
 Amazonen 19, 35, 55  
 Antäus (Antaios) 52  
 Apfel 55  
 Aphrodite 43, 55, 86  
 Apollon 81 f., 100  
 Ares 55, 68  
 Artemis 54, 66  
 Askefe 21, 23  
 Asklepios 91  
 Astarte 43  
 Athena 46, 52, 97 f.  
 Atreus 61  
 Augias 54  
  
 Bakchos 13  
 Balder 79  
 Bock 42 f., 57  
 Brahmanismus 21  
 Buddhismus 21  
  
 Ceres 54, 31  
 Christentum 17 f., 32,  
 36 f., 63  
 Eäthonisch 13  
  
 Delphi 90 f.  
 Delphin 91  
 Demeter 31, 41  
 Demokratie 110  
 Dionysos 13 f., 41 f. u. a.  
 Dioskuren 101  
 Dipylonzeit 10  
 Dithyrambos 20, 90  
 Donar 79, 82  
 Drama 92  
  
 Elegie 94  
 Eleusis 31 f.  
 Elysion 33  
  
 Entelechie 28, 61  
 Epos 93, 97  
 Ereätheus 47  
 Eros 44  
 Ethnolog. Schule 78  
 Etrusker 8 f., 84  
  
 Fackel 44  
 Faunus 94  
 Freya 79  
  
 Gaia (Ge) 46, 52, 60  
 Germanen 24, 79  
  
 Hades 22, 30, 79  
 Hakenkreuz 10  
 Hel 22, 79  
 Hera 53  
 Herakles 54 f., 57, 82  
 Hermes 55 f.  
 Heroen 45, 55, 62  
 Hephaistos 67  
 Hestia 67  
 Herenglaube 50, 97  
 Hölle 22  
 Hyakinth 9, 47  
  
 Indogermanisierung 9  
 Inkubation 91  
 Indra 46, 82  
 Isis 31, 111  
 Jesus 18, 37  
 Jüdische Religion 33, 63  
  
 Kannibalismus 12, 61  
 Kektrops 48  
 Kerberos 54  
 Komödie 93  
 Kornbanten 16, 100  
 Korinth 9, 86  
 Kreta 19, 43, 49  
 Kreuz 38  
  
 Kybele 13, 16, 31  
 Kyklops 48  
  
 Leier (Lyra) 100  
 Löwe 42  
  
 Marfhas 94  
 Mänaden 12, 15 f.  
 Männerkindbett 20  
 Mercurius 57, 79  
 Midas 95  
 Minotaurus 43  
 Mithra 36, 43, 75  
 Mitleid 22, 83  
 Moloch 43  
 Mondkult (himmlisch) 81,  
 85 f.  
 Mondkult (äthionisch) 40,  
 53  
 Musen 12, 82, 97  
 Mutterrecht 19  
 Myken. Kultur 10, 35  
 Myfterien 32, 71, 93  
  
 Nereus 51  
 Neuplatonismus 23, 77  
 Nordisches Wesen 25  
  
 Opfer 42, 48  
 Orgiasmos 14  
 Orphische Weihen 20,  
 26 f.  
  
 Pan 94  
 Pelasger 8 f.  
 Persephone 31 f.  
 Pferd 51  
 Phalloskult 14, 22, 44,  
 56 f., 84  
 Poseidon 51  
 Priapos 86  
 Python 46, 90

Rationalismus 84, 104  
Renaissance 25, 107  
Romantik 23

Sabazios 13, 16, 44  
Schlangenkult 44 f., 86  
Schwan 89  
Schwarze Farbe 41, 44,  
51, 59, 80, 91, 93  
Seelenglaube 26, 29 f.,  
32, 36, 40, 73  
Soma 38, 76  
Sphinx 53

Stier 42 f., 54  
Sündenglaube 21 f., 24,  
26 f., 32, 55

Tammuz 36  
Thraßer 11  
Thyrsos 13, 15  
Totenkult 34 f., 60  
Tragödie 26, 92  
Typhon 44, 53

Unsterblichkeit 22, 27 f.,  
32 f.

Varuna 81  
Vaterrecht 19  
Venus 80

Walpurgisnacht 50  
Weiße Farbe 90  
Wodan 79

Zagreus 36, 43, 90  
Zauberei 15, 71, 80  
Zeus 54, 66, 72, 80

Gute Bücher  
aus J. F. Lehmanns Verlag  
München SW. 4.



**Rassenkunde des deutschen Volkes.** Von Dr. Hans S. R. Günther.  
11. Aufl. Mit 27 Karten und 541 Abbildungen. 1927. Geheftet  
Mf. 9.50. In Ganzleinen geb. M. 12.—. Halbleder M. 16.—.

Trotz des einengenden Titels ist die Rassenkunde des deutschen Volkes gegenüber der Rassenkunde Europas das ausführlichere und allgemeinere Werk. Fast alle Fragen, die in der europäischen Rassenkunde nur kurz gestreift sind, sind in der deutschen eingehend, grundlegend und grundsätzlich behandelt. So die Gesetze der Vererbung, die Geschichte der nordischen Rasse, die Judenfrage, Entnordung und Entartung, die Rassenverteilung in Deutschland, die Aufgabe des deutschen Volkes u. a. Die Rassenkunde des deutschen Volkes und die Rassenkunde Europas ergänzen sich gegenseitig.

Jeder, der an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifelt, muß das Günthersche Buch als ein wertvolles Mittel zur Aufklärung nicht nur der gebildeten Schichten, sondern der breiten Massen unseres Volkes betrachten, als ein Buch, das geeignet ist, viele bisher unwissende und gleichgültige Volksgenossen aufzurütteln und mit der Überzeugung von der Notwendigkeit der Erhaltung und Verbesserung unserer Rasse im Sinne nordischen Blutes zu erfüllen. Man kann diesem ausgezeichneten Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen. (Geheimer Obermedizinalrat Dr. Krohne, Berlin; Vorsitzender der Gesellschaft für Rassenhygiene in der „Münch. Medizin. Wochenschrift“.)

Das Problem der Rasse ist eines von denen, die im Laufe der menschlichen Geschichte wie über Nacht kommen und schnell ein zunehmendes, bald ein beherrschendes Interesse finden. Es ist falsch, wenn die Älteren unter uns, weil die Sache in dieser Form neu ist, sich nicht darein vertiefen wollen und mit der Begründung mangelnder „Wissenschaftlichkeit“ die Beschäftigung damit ablehnen. Damit macht man die Frage nur zur Domäne des umherwildernden Dilettantismus und einer Agitation, die überhaupt nichts mehr von sachlichen Gesichtspunkten weiß. (Paul Rohrbach in der „Christlichen Welt“.)

---

**Rassenkunde Europas.** Von Dr. Hans S. R. Günther. Mit 362 Abb. und 20 Karten. 2. verb. Auflage 1926. Geh. M. 6.—, in Leinen geb. M. 8.—. (Von diesem Werk erschien auch eine engl. u. schwed. Übersetzung.)

Die Rassenkunde Europas entsprang dem Wunsche, die nun in der 11. Auflage vorliegende Rassenkunde des deutschen Volkes von der Darstellung der Rassenverhältnisse der übrigen europäischen Länder zu entlasten und andererseits Gelegenheit zu finden, in einem eigenen Werke die auch für Deutschland so wichtige Rassenverteilung Europas, insbesondere seiner Nachbarn, darzustellen. Auch die Rassengeschichte dieser Staaten und insbesondere die Geschichte der nordischen Rasse auf ihrem Wege durch die Länder Europas und Asiens ist ausführlich geschildert. So ist dieses Werk eine notwendige Ergänzung für die 11. und alle weiteren Auflagen der Rassenkunde des deutschen Volkes, aber auch der Besitzer einer früheren Auflage findet hier sehr viel neue Beobachtungen, die hauptsächlich auf den sehr ertragreichen Aufenthalt des Verfassers in Ostdeutschland und Norwegen und Schweden zurückzuführen sind.

Wie sehr sich die europäischen Rassen im allgemeinen im Lauf der Jahrhunderte verschlechtert haben, davon gibt auch Grant und Günthers Europäische Rassenkunde ein erschreckendes Bild. Letzteres Buch, das nur 6 Mark kostet, sollte jeder Deutsche lesen. (Graf Keyserling im Ehebuch.)

Auch wer anderer Ansicht ist als der Verfasser, wird seine Bücher nicht ohne Anregung und wirklichen Gewinn lesen. (Deutsche Medizinische Wochenschrift.)

**Rasse und Stil.** Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker. Von Dr. Hans S. K. Günther. 132 Seiten mit 80 Abbildungen. Geh. M. 5.—, in Leinen M. 6.50.

Aus dem Inhalt: Der Dürer der Gotik und der der Renaissance / Haltung und Pose / Nordische Kunst / Bach ist Adels / Beethoven sucht Adels / Hölzerlin, der Zellene / Van Goghs nordische Gestaltung südlicher Landschaft / Westliche und orientalische Kunst / Die Form und ihre Überspannung / Nordische und westliche Gartenkunst / Ostliche Einschlüsse in der deutschen Kunst / G. Keller, Spigweg, Schwind / Die ostbaltische Seele / Novalis, Dehmelt, Fidus / Barock als dinarische Kunst / Nordische Abwandlungen des Barock / Impressionismus und Expressionismus / Die vorderasiatische Seele / Religiöse Propheten (Lopola, Knor, Calvin, Booth) / Nordische Verkünder (Luther und Kierkegaard.)

---

**Adel und Rasse.** Von Dr. Hans S. K. Günther. 124 Seiten mit 127 Abbildungen. 2. Aufl. 1926. Geh. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 6.—.

Die Schrift zeigt, wie Adel, sei es der Eupatridenadel Athens, der Spartiatenadel Spartas, seien es die Patricii des alten Rom oder die verschiedenen im Mittelalter entstehenden abendländischen Adelschichten, immer eine rassische Auslese dargestellt hat. Ebenbürtigkeit bedeutet ursprünglich so viel wie gleiche Reinheit nordischen Blutes. Sie gibt Richtlinien zu einer rassischen und erbgesundheitlichen Erneuerung des Adels, damit aber zugleich auch Richtlinien für die rassische und erbgesundheitliche Steigerung aller sich selbst achtender Geschlechter überhaupt. Sie wendet sich dabei nicht nur an den Standesadel, sondern an alle Deutschen überhaupt, denen an der Schaffung und Erhaltung eines eigentlich rassischen „Geburtsadels“ etwas gelegen ist. Der Standesadel wird nur als Beispiel einer Auslesegruppe betrachtet.

Zwei Grundsätze stellt Günther auf: Adel ist Rasse und aller Adel der alten Welt ist letzten Endes nordisch gewesen. Für beides wollen wir ihm dankbar sein, denn beides brauchen wir in einer Zeit, die im Verleugnen der Vergangenheit (man denke an die innere Politik) und im Verspielen der Zukunft (man denke an die äußere Politik) gleich unedel ist. (Deutsche Zeitung.)

Um Günthers „Adel und Rasse“ zu lesen, braucht es wahrlich keine Schriftgelehrsamkeit. Diese Bilder, diese Sprache reden zwingend. Sie zeigen uns, was unserer Rasse feind; sie lehren uns die große Blutsgemeinschaft kennen, die von nordischer Rasse umschlossen wird. Sie rufen deutschen Adel auf zu den Selbsterhaltungspflichten seines Blutes. (Adelsblatt.)

---

**Lichtbilder** für Vorträge. Nach Dr. Hans S. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes.

Ausgabe A: 50 Bilder auf 25 Zelluloid-Platten. Größe  $8\frac{1}{2} \times 10$  cm, leicht und unzerbrechlich. Verkaufspreis M. 35.—, Leihgebühr M. 10.—.

Ausgabe B: 1 Film mit 69 Bildern. Filmbandbreite 3,4 cm, verwendbar in Filmstop- und ähnlichen Apparaten. Verkaufspreis mit Textheft M. 5.50.

## Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. Von Dr. Hans F. K. Günther. 2. Auflage. Mit der Dürerschen Radierung. Geh. M. 3.—, in Ganzleinen geb. M. 4.50.

Aus dem Inhalt: Die heldische Liebe, der heldische Glaube, der heldische Haß. — Das Weib und der heldische Gedanke. — Die deutsche Haupt- und Heldensprache. — Die heldische Staatskunst — Die heldische Rasse.

Man atmet die frische, reine Luft völkischer Kraft und Daseinsbejahung, wenn man Günthers oft wuchtig und begeistert hinstörmende Ausführungen auf sich wirken läßt. Aus den stückigen Niederungen moderner Massenpsychose führt der Verfasser mit der sicheren Hand des Geschichts- und Kulturkundigen und des Völkerpsychologen hinauf auf die sonnigen, strahlenden Höhen heldischen Volkstums. (Dresdener Nachrichten.)

---

## Der nordische Gedanke unter den Deutschen

Von Dr. Hans F. K. Günther. 2. Auflage 1927. 137 Seiten. Mit 1 Bildtafel. Geh. M. 4.50, in Leinwand geb. M. 6.—.

Inhalt: Das Erwachen des nordischen Gedankens / Des Nordischen Gedankens weltanschauliche Grundlagen / Einige Einwände gegen die rassenkundlichen Grundlagen des nordischen Gedankens / Widerlegung dieser Einwände / Der Nordische Mensch als Vorbild für die Auslese im deutschen Volk / Die nordische Bewegung und das Wesen des nordischen Gedankens / Über den „Wert“ der Menschenrassen / Rasse, Rassenmischung und Gesittung / Schöpfergeist und Rasse / Rasse und Gattenwahl / Die Ehrung des Leibes / Die nordische Bewegung / Ein Wort an ihre Führer.

Das Buch ist einerseits eine Abwehrschrift. Der bekannte rassenkundliche Schriftsteller wendet sich in seiner lebendigen, aber gemäßigten Darstellungsweise gegen verschiedene Einwände, welche gegen seine Rassenkunde gemacht wurden. Ueber die Abwehr zum Aufbau fortschreitend, legt er den weltanschaulichen Inhalt des nordischen Gedankens dar. Behandelt werden Rassenwert und Rassenmischung, Rassengeist und Rassenhygiene in ihrer Bedeutung für die nordische Rasse; dabei betont er, daß die nordische Bewegung als einigendes Band für die Deutschgesinnten in allen Teilen des Reiches wirken soll. (Dr. v. Lickstedt in der „Umschau“.)

---

## Ist Rasse Schicksal? Grundgedanken der völkischen Bewegung. Von Ministerialrat Hanns Konopacki-Konopath. 1926. 30 Seiten mit 28 Abb. Geh. M. 1.—.

In drei Abschnitten: Rassengeschichte, Rassenbewußtsein und germanische Weltanschauung zeigt der Verfasser das einheitliche Wesen und den Wert des in der völkischen Bewegung wurzelnden deutschen Volkstums. Er fragt:

Ist das Schicksal einer Rasse naturnotwendig durch biologische Gesetze bedingt oder bedeutet Schicksal Selbstbestimmung? Von hoher moralischer Warte aus bekennt sich Verfasser zu dieser zweiten Entscheidung. Das nordische Blut ist nämlich im deutschen Volke so weit verbreitet, daß jeder einzelne daran Anteil hat und dementsprechend auch die Möglichkeit, von sich aus zur Wiedervernordung beizutragen. Es bedarf dazu nur der Erkenntnis des Wertes der nordischen Rasse und eines festen Willens zu seiner Verwirklichung.



**Rasse und Seele.** Von Dr. Ludwig F. Claus. Mit 8 Tafeln und 155 Textabbildungen. 1926. Preis geh. M. 7.—, in Lwd. geb. M. 9.—.

Aus dem Inhalt: I. Grundfragen. Artgesetz und Eigenschaft. Seele und Leib. Der Ausdruck. Die Arbeitsweise unserer Forschung und ihre Grenze. II. Gestalten: Seele und Landschaft. Keine Gestalten. 1. Die nordische Seele. Die Einsamkeit. Gestaltung des Schicksals. Nordische Glaubensgestaltung. 2. Die mittelländische Seele. Die Bühne des Lebens. Spannung und Entladung. 3. Die östliche Seele. 4. Bemerkungen über die orientalische Seele. Die Versunkenheit und die Verückung. Die Vision. / Gestörte Gestalten. / Die zugehörigen Schauplätze des Ausdrucks. Der Sinn der körperlichen Merkmale. Claus geht bei seinen rassepsychologischen Forschungen von der grundlegend neuen Erkenntnis aus, daß die seelische Eigenart einer Rasse nicht durch eine Aufzählung und Beschreibung von „seelischen Merkmalen“ dargestellt werden kann. Sie kann vielmehr gleich der seelischen Eigenart eines Kunstwerks nur durch eine Stilforschung erfaßt werden. Die Stilforschung bleibt nicht am äußerlich sichtbaren Was hängen, sie dringt in die Tiefen des Wie menschlicher Artung ein. Die Darstellungsweise von Claus ist nicht trocken und gelehrt, wie das Wort Stilforschung vielleicht erwarten läßt. Sie ist im höchsten Grade anregend und lebendig, durch die geschulterten Ergebnisse eine Art rassepsychologisches Reisetagebuch, trotzdem aber eine wissenschaftlich zuverlässige und systematisch aufgebaute Darstellung. Die zahlreichen, sehr geschickt ausgewählten Abbildungen belegen, meist durch Beispiel und Gegenbeispiel, die Beobachtungen des Verfassers über die grundsätzlich verschiedene Artgesetzlichkeit der verschiedenen Rassen.

Claus' Buch gehört schon durch die Fülle der anzuschauenden Bilder und durch seine nachdenkliche Untersuchungsweise zu den unentbehrlichen Rundgebungen des Rassegedankens. (Bayreuther Blätter.)

Die Schrift ist recht geistvoll und sachlich gehalten. (Deutsche Kam. Rundschau.) Wer das Buch eingehend liest und sich seinen Inhalt zu eigen macht, dem wird die Anwendung des daraus Gelernten Freude und Nutzen bringen. (Neue Preussische Lehrerzeitung.)

Eine unendliche Menge kluger Betrachtungen, geistreicher Schlussfolgerungen und Ansprüche tritt dem Leser hier entgegen. (E.v.Liebert i. d. Deutschen Zeitung.) Der Verfasser beweist ein in vieler Hinsicht feineres geographisches Empfinden als die Mehrzahl der Geographen. Günthers Rassenkunde, ergänzt und nach der seelischen Seite vertieft durch Clausens Bücher — fürwahr ein paar Erkenntniswerke, auf die das deutsche Volk stolz sein kann. (Edwald Banse in der Neuen Geographie.)

**Rassenseele und Christentum.** Ein Versuch, die Erkenntnisse der Rassenforschung im religiösen Dienst am Volk zu verwenden. Von Josias Tillenius. 1926. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.50.

Das Buch, aus der Praxis des Pfarramtes entstanden, schließt an Günthers Gedanken in seinem Werk Rasse und Stil an; es will dazu helfen, daß das Evangelium deutsch und das Deutschtum gottverbunden werde. Nicht Individualseele soll das Wort Seele hier bedeuten, sondern einen Typus, die Struktur einer bestimmten Seelenart. Ausführlich wird das Wesen der östlichen und nordischen Seelen gegenübergestellt und es ist interessant, dem Verfasser in seinen Ausführungen über die verschiedenartigen Einstellungs- und Wirkungsmöglichkeiten des Geistlichen auf seine Gemeinde zu folgen. Da die Gemeinden überall rassisch gemischt sind, wohl aber oft das Nordische oder Östliche überwiegt, ist für den Seelsorger das Hineinfühlen in die rassische Seelenart von großer Bedeutung.



## Auf der Lebenshöhe. Eine Gedächtnisfeier in Wort, Bild und Ton zur bleibenden Erinnerung an H. St. Chamberlain von Georg Schott. Mit 19 Abbildungen, Part. M. 1.50.

Diese Feier, die am 14. März 1927 im Odeonsaal in München veranstaltet wurde, bringt nicht eine Geschichte des Lebens Chamberlains, sondern die Idee, in der sich sein Leben verkörperte. Wort, Bild und Musik vereinen sich zu einem wundervollen geschlossenen Gesamtbild von tiefer Wirkung.

---

## Das Lebenswerk H. St. Chamberlains <sup>in Um-</sup> <sup>rissen.</sup> Von Georg Schott. 191 Seiten, Preis geh. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Sendbote aus dem Norden / Die Gottes- und Christus-idee / Glaube, Aberglaube, Unglaube / Politik und Nichtpolitik / Rasse / Volkstum / Spengler oder Chamberlain / Das Geheimnis des Lebens / Wie entsteht eine Weltanschauung?

Chamberlains Arbeit geht in die Tiefe, nicht in die Weite. Hier kommt es nicht so sehr auf die Zahl derer an, die von der Idee erfaßt werden, als auf den Tiefblick und die Kraft, die sich dem Einzelnen mitteilen. Eines der großen Grundgesetze offenbart sich in Chamberlains Lebenswerk auf eine wunderbare Weise: „Außerlich begrenzt — innerlich grenzenlos.“ Wer für das Reich von dieser Welt sich einsetzt, bewußt oder unbewußt, wird den großen Erfolg haben. Wer dem Reiche des innerlich Grenzenlosen mit seinem Schaffen zugewandt ist, wird auf den Lohn der Welt verzichten müssen.

---

## Die Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts. Von Ludwig Kuhlenbeck. 2 Bde. I. Bd. Römische Rechtsgeschichte. Bd. II. Das System des Römischen Privatrechts. 389 und 381 Seiten. Beide Bände in 1 Band gebunden. Geh. Mark 7.—, geb. Mark 8.—.

Der Verfasser mißbilligt die Engherzigkeit der üblichen Lehrbücher, da doch das Privatrecht die ihm gebührende Stellung nur im Zusammenhang der Rechtskultur überhaupt, ja der Gesamtkultur finden kann. Er stellt die gesamte römische Rechtsgeschichte vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus dar, wobei auch insbesondere der Begriff der Rasse eine Rolle spielt.

Daß der Rassenfaktor in der Rechtsentwicklung die Richtung bestimmt, ist freilich in der bisherigen rechtsgeschichtlichen Literatur ein durchaus neuer Gedanke; aber es ist notwendig, daß heute, wo die Bedeutung der Rasse für die Gesamtkultur längst allseitig anerkannt ist, auch die Einzelwissenschaften sich mit der Rassenfrage auseinandersetzen.

Das römische Urvolk, die ursprüngliche Herrenschicht des römischen Volkes, gehörte der arischen Rasse an; die arische Familienorganisation bildet den Grund des römischen Rechtes, das nach einer jahrhundertelangen Entwicklung schließlich zu dem wurde, was es noch heute ist: Vorbild aller späteren Rechtssysteme Europas.

## Grundzüge der Vererbungslehre, Rassenhygiene u. Bevölkerungspolitik. Von Dr. Herm. Werner Siemens.

3. umg. u. verm. Aufl. 1926. Mit 24 Abb. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jedem Gebildeten kann dieses treffliche Buch aufs wärmste empfohlen werden. (Mitt. des „Roland“.)

Eine ganz vorzügliche Arbeit, der man nur uneingeschränktes Lob und vor allem wärmste Empfehlung zuteil werden lassen kann. Der Ton ist frisch und lebendig, voll Begeisterung für die hohe Sache. (Zeitschrift für Kultur-geschichtliche und biologische Familienkunde.)

---

## Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas. Von Madison Grant, New-York. Einzige berechnigte Übersetzung von „The Passing of the Great Race“ durch Prof. Dr. Polland, Graz. Mit 4 Karten. 171 Seiten. 1925. Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—.

Aus dem Inhalt: Rasse und Demokratie / Physische Grundlage der Rasse / Rasse und Wohnsitz / Der Kampf der Rassen / Rasse, Sprache und Nation.

---

## Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen. Von Lothrop Stoddard, A.M., Ph. D. (Harv.). Einzige berechnigte Übersetzung von „The Revolt against Civilization“ durch Dr. Wilhelm Seife. 1925. Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—.

Lothrop Stoddard, der amerikanische Forscher und Schriftsteller, kennt Europa seit langen Jahren aus eigener Anschauung. Seine Verdienste liegen in der scharfen Erfassung der Bedeutung biologischer Tatsachen für die Geschichte der Menschheit, der Kulturen, insbesondere unserer abendländischen.

---

## Nordische Seher und Helden

Von Wolf Meyer-Erlach

Dante

Dürer

Carlyle

Der Prophet  
nordischer Sehnsucht

Der Bahnbrecher  
nordischer Kunst

Der Führer zu nordi-  
scher Lebensvollmacht

64 Seiten mit 1 Bildnis  
Kart. M. 1.50.

63 Seiten mit 9 Bildern  
Kart. M. 1.80.

57 Seiten mit 1 Bildnis  
Kart. M. 1.50.

Weitere Bände über Cromwell, Shakespeare und Lagarde sind in Vorbereitung. Meyer-Erlach hat sich schon als dramatischer Dichter von kräftiger Eigenart einen Namen gemacht. In seinen „Nordischen Sehern und Helden“ gibt er ganz Neues, sowohl was die Tiefe der Auffassung, als die Kraft und Schönheit der Sprache anbelangt. Überwältigend ist die hinreißende Glut seiner packenden Schilderungen; es sind Predigten über den Sieg des Göttlichen im Menschen, ein Geschenk für alle, die innerlich zu kämpfen haben.

## Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker.

Von Graf J. A. Gobineau. Einführung zu seiner unvollendet hinterlassenen „Rassenkunde Frankreichs“, Aus dem Französischen übertragen und herausgegeben von Dr. Julius Schwabe. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.80.

Die Schrift gibt eine bisher unveröffentlichte Arbeit aus dem Nachlaß Gobineaus, des bekannten Rassenforschers, wieder, die wichtige Ergänzungen enthält zu seiner großen Rassenkunde. Ein größerer Teil des ersten Stückes befaßt sich mit der allgemeinen Frage der Rassenmischung, ein anderer gibt einen Umriss der englischen Rassengeschichte. Auch eine Anzahl der übrigen Völker Europas werden der Reihe nach auf ihren Anteil an germanischem Blut hin gemustert; insbesondere wird der germanische Charakter der Elsäß-Lothringer hervorgehoben. Auch die von Franzosen und Italienern neuerdings so hochgelobte lateinische Rasse wird gründlich zerzaust.

---

## Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie.

Von R. v. Engelhardt. 115 Seiten, gr. 8°. München 1925. Preis geh. M. 3.20, geb. M. 4.50.

Vom Standpunkt einer im Sinne unserer klassischen Epoche erfassten Lehre vom Lebendigen, Organischen, wie sie in neuerer Zeit von Nietzsche, Dilthey u. a. systematisch entwickelt wurde, beleuchtet der Verfasser die heutige Zeit mit ihren verworrenen Bestrebungen kritisch und zeigt den Weg zu gesunder Gestaltung organischer Kultur.

Alle Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß der einseitige Wille des 19. Jahrhunderts, mit Hilfe des Verstandes sich die Welt, die Natur dienstbar zu machen, zu einer Mechanisierung unseres Lebens, zu einer nur rationalen Zivilisation geführt haben, dabei aber unsere Seele verarmte und die Kultur starb. Nur organisches Denken kann uns wieder von dem Druck zwangsläufiger Systeme befreien.

---

## Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ im Lichte der Rassenbiologie.

Von Prof. Dr. Fritz Lenz. 21 Seiten. Preis Mf. 0.80.

Spenglers Werk hat vor allem die eine Schwäche, daß die Ursachen des „Untergangs“ nicht klar genug herausgestellt sind: die Entartung der Rasse bedingt auch stets Kulturverfall.

---

## Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie.

12 Seiten, 1922. Preis M. 0.50. (Sonderdruck aus Deutschlands Erneuerung.)

Bisher hat noch fast jede höhere Kultur bewirkt, daß das betreffende Volk sich seiner Rasse nach völlig verändert, verschlechtert hat. Für jeden, der Augen zum Sehen hat, ist es klar, daß, wenn die Dinge so weitergehen, auch wir und alle anderen Kulturvölker zugrunde gehen müssen.



**Paul de Lagarde, Schriften für das deutsche Volk.** 2 Bände. Geh. je M. 5.—, in Ganzleinen gebd. je M. 7.—. 1. Band: Deutsche Schriften. Mit einem Bildnis Lagardes und Personen- und Sachverzeichnis. 2. Band: Ausgewählte Schriften. Als Ergänzung zu Lagardes Deutschen Schriften. Zusammengestellt und mit Personen- und Sachverzeichnis versehen von Paul Fischer.

Die im 2. Bande zum ersten Male gesammelten, bisher schwer zugänglichen, durch Lagardes Lebensgang ergänzten Aufsätze machen sein Bild erst vollständig. Neben dem scharfen, heute mehr denn je zeitgemäßen Kritiker des religiösen, kirchlichen, pädagogischen und politischen Scheinwesens und Phrasentums, neben dem Seher des Zusammenbruchs innerlich hohler Mächte, sehen wir in diesem tiefreligiösen, mit heißer Liebe an seinem deutschen Volkstum hängenden Manne den Schöpfer von Gedanken, die zu verwirklichen unsere, vor allem der deutschen Jugend, Aufgabe ist. Für jeden Besitzer der Deutschen Schriften ist dieser 2. Band eine notwendige Ergänzung.

Lagarde ist einer der großen Propheten des deutschen Volkes. (Tägliche Rundschau.) Lagarde ist ein Stahlbad für unsere Tage. (Der Aufrechte.) Lagarde hat in schwerer Zeit an Deutschlands Zukunft geglaubt und für sie gekämpft. Er kann auch in dieser schweren Zeit den Glauben an Deutschlands Zukunft in manchen zagen Herzen stärken. Das dürfte der schönste Erfolg der vorliegenden Ausgaben seiner Schriften sein. (Le Seur.)

---

**Germanische Götter und Selden in christlicher Zeit.** Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. Von Dr. phil. E. Jung. Mit 140 Abbildungen. In Ganzleinen geb. M. 10.—.

Die alten Götter, Wotans Raben, der Fenriswolf, die Nornen, Gnomen und Kobolde, Sonnenrad und Sonnenopfer, und vieles andere mehr in Steinbildern, Säulenköpfen, Kirchentoren usw. nachgewiesen. (Hamburger Correspondent.) Der reiche Bilders Schmuck, die allgemein verständliche Sprache machen das Studium des Buches zu einem Genuß. (Württembergisches Schulwochenblatt.)

Ein ganz wundervolles Buch . . . J. schürft tief und erbohrt ganz neue Quellen unseres Volkstums, daß es lustig sprudelt und überall nur so rauscht und strömt. (Der Tag, Berlin.)

---

**Deutsche Weltanschauung.** Grundzüge völkischen Denkens. Von Max Wundt, Professor der Philosophie in Jena. 195 Seiten. Preis geb. M. 6.50, geb. M. 8.—. 1926.

Die völkische Bewegung, beginnt diese neue Schrift des Verfassers der „Staatsphilosophie“, steht zurzeit an einem Scheideweg. Da die wahre Erneuerung unseres Volkes nur von innen heraus geschehen kann, muß sich die Kampf-bewegung nun zur geistigen Bewegung vertiefen. So ist die völkische Aufgabe erstlich Besinnung des deutschen Volkes auf sich selbst. Hierzu will Wundt mit seiner sittlich strengen Persönlichkeit und seinem reichen historischen Wissen anregen und Weg weisen; gleichzeitig stellt der Verfasser dar, daß der völkische Gehalt nicht erst neu von uns erworben werden muß, sondern altes Erbe von unseren Vätern ist und durch Befreiung von Verfälschungen und Verunstaltungen uns wiedergewonnen wird.



## Der nationale Goethe. Ein Wegweiser für unsere Tage. Herausgegeben von Ernst Schrupp. 58 Seiten und 1 Bildnis. Preis Kart. M. 1.50.

Nach dem Willen der Leute, die heute die Verwaltung unserer deutschen Geistes-schätze in Erbpacht haben, sollen unsere Geisteshelden hoch erhaben über alle nationalen und völkischen Bindungen gewesen sein, lediglich der „Menschheit“ angehört haben. Gewiß läßt sich der Geist nicht in das Prokrustesbett einer Partei spannen. Daß aber Goethe sein Deutschland mit derselben Innigkeit geliebt, wie seine Zeitgenossen, daß er für die Nöte seines Volkes nicht nur Teilnahme empfand, sondern mit der Weisheit des großen Staatsmannes Ab-hilfe schaffte, daß er mit feherischem Blick ein Jahrhundert weit voraus in die Zukunft seines Volkes sah, das alles zeigt dieses Buch. — So entsteht ein Bild des nationalen Goethe, völlig anders als das, das die Literaturhistoriker bisher gezeichnet haben: Goethe der Aristokrat, Goethe der Franzosenfeind, Goethe der Staatsmann. Und keines seiner Worte ist veraltet oder nur historisch be-achtlich, alle atmen sie das Leben des heutigen Tages, sind uns Führer und Lichtpunkte in dem Tal der Finsternis, das das deutsche Volk heute durchschreitet.

## Deutsche Gedenk- und Weihestätten. Ein Bilder- Werk mit einem Vorwort von Börries, Frhr. v. Münchhausen. Mit 93 Abbildungen. Leicht gebunden M. 4.—, in Leinwand geb. M. 5.—.

Aus dem Inhalt: Münster in Aachen / Reiter in Bamberg / Löwe in Braunschweig / Rathaus in Bremen / Marienkirche in Danzig / Wartburg / Krupp Stammhaus / Römer / Zeppelinwerft / Heidelberger Schloß / Alte Universität in Jena / Kölner Dom / Rosenauer Burg in Kronstadt / Kloster in Lorch / Rathaus in Lübeck / Magdeburger Dom / Marienburg / Deutsches Museum / Naumburger Dom / Potsdamer Schloß / Schulpforta / Krypta in Speyer / Straßburger Münster / Rathaus in Thorn / Goethehaus / Wormser Dom.

Bilder deutscher Geschichte, die uns von deutschem Willen, deutscher Kunst und deutscher Kultur künden, die uns mit Stolz, aber auch mit Wehmut an vergangene Zeiten erinnern. Mögen sie mithelfen, uns die Kraft und den Mut zu geben, unseren Vorfahren nachzustreben, ihnen gleich zu sein in schöpferischem Geist, in künstlerischem Schaffen und in kulturellen Leistungen. Ihre Kriegstaten, ihre Aufopferung fürs Vaterland sollen uns eine Mah-nung sein für das Heute und für das Morgen. Das Buch soll vor allem der kommenden Generation in die Hand gegeben werden, damit sie sich bewußt wird, was es heißt Deutsche zu sein und ein großes Erbe anzutreten.

## Adelsherrschaft im Mittelalter. Von Dr. O. von Dungen.

80 Seiten. Geh. Mk. 3.50, Gebd. Mk. 5.—

Die Verfassung des Deutschen Reiches im Mittelalter beruhte nicht wie die des modernen Staates auf rechtlich abgegrenzten Einrichtungen, sondern auf der bevorzugten Stellung eines kleinen Kreises adliger Familien, die alle untereinander gleichberechtigt waren. Die natürliche Grundlage dieser gleichen öffentlichen Vorzugsstellung war der Blutsverband, die Ebenbürtigkeit in der Abstammung.

Diesem kleinen Kreise adeliger Geschlechter gehörten die Vorfahren aller Könige und Fürsten der Neuzeit an; erst als im Jahre 1918 die deutschen Fürsten ihre öffentlichen Stellungen aufgaben, fielen die letzten Reste dieser uralten Adelsherrschaft.



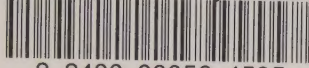


GTU Library

BL820.A7 K8

Kynast, Karl/Apollon und Dionysos : nord

G



3 2400 00056 4595



